



Hedwig.

Original-Roman in einem Bande

von

August Schrader.

Hedwig.

Original-Roman in einem Bande

von

August Schrader,

Verfasser von: „Die Falschmünzer,“ „Börse und Leben,“ „Tag und Nacht,“ „Die Götzen der Leidenschaften“ ꝛc. ꝛc.



Wien.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

1864.





Erstes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

Der Frühling war da. Die Natur hatte sich mit frischer Blüthenpracht geschmückt und schon die ersten Tage des Mai brachten Juniwetter. Unter den Städtern, die ihre Villen bezogen, befand sich auch der Kommerzienrath Balder, ein Mann, der für enorm reich und für einen tüchtigen Finanzier galt. Sein Landhaus lag in dem Erlenthale, drei Meilen von der Residenz, in welcher Balder ein bedeutendes Bankiergeschäft betrieb. Das Erlenthal, eines der reizendsten Thäler des westlichen Deutschlands, wird von der Erla durchströmt, einem Flusse, der durch seine Wassermassen zu Ende des Winters oft gefährlich wird, in heißen Sommern aber einem Bächlein gleicht. An dem hohen Ufer der Erla lag die Villa Balders. Sie zeichnete sich vor ihren Nachbarinnen durch großartigen Baustyl, durch Eleganz und durch Parkanlagen aus, die man fürstlich nennen konnte. Auf einem Hügel gelegen, sah man sie weit durch das Thal schimmern, das in dieser Gegend fast eine gerade Linie bildet.

Gegen Mittag eines der ersten Maitage waren die Gattin, der Sohn und die Tochter Balders eingetroffen; er selbst, durch dringende Geschäfte veranlaßt, war in der Stadt zurückgeblieben und wollte zwei oder drei Tage später nachfolgen.

Auf dem Balkon der Villa erblicken wir um fünf Uhr Nachmittags einen jungen Mann, der mit beiden Armen auf das zierliche Eisengitter gelehnt, träumerisch in die prachtvolle Landschaft starrt. Und wahrlich, ein köstliches Panorama breitete sich vor ihm aus, ein Bild das den Beschauer entzücken mußte. Der Fluß blinkte wie ein Silberfaden durch das Grün der Ufer. Rechts und links erhoben sich dicht bewaldete Hügel, auf denen hier und dort starre Felskegel sich zeigten. Einzelne Bauernhäuschen, dunkelrothen Punkten ähnlich, unterschied man zwischen den Bäumen. In einer Entfernung von einer Viertelstunde aber lag eine Häusergruppe, die ein größeres Etablissement verrieth. Es war dies die Papiermühle des Meisters Belau, eines allgemein geachteten Mannes. Hinter der Mühle zeigten sich einzelne Dörfer, deren Kirchthürme hell aus dem leichten Nebel emporragten. Hoch und blau spannte sich der Himmel übel der lachenden Landschaft aus. Die Sonne neigte sich bereits dem Westen zu, ihr Licht begann goldig zu werden.

Eine bejahrte Dame trat aus dem Saale auf den Balkon. Es war die Gattin des Kommerzienraths. Schmerzlich betrachtete sie den sinnenden Sohn, der das Kommen

der Mutter nicht bemerkt haben mochte, denn er verblieb regungslos in seiner Stellung.

„Karl!" rief sie nach langer Pause.

Wie erschreckt fuhr der Angeredete empor.

„Mutter!" sagte er sanft, sichtlich bemüht zu lächeln.

„Du entziehst Dich unserer Gesellschaft . . ."

„Dieses köstliche Plätzchen fesselte mich . . . die Luft ist so erquickend . . ."

„Wie fühlst Du Dich heute?" fragte zärtlich besorgt die Mutter.

„So wohl, daß ich vollständige Kräftigung von dem Landleben erwarte."

Man sah es dem sechsundzwanzigjährigen Manne an, daß er eine schwere Krankheit überstanden hatte. Sein Gesicht war bleich und hager und in seinen Augen drückte sich noch eine Mattigkeit aus, zugleich aber auch jenes Helle, das die wiederkehrende Gesundheit verkündet. Karl war eine interessante Erscheinung. Sein krauses, schwarzes Haar, das elegante Bärtchen über der Oberlippe, die leicht gebogene Nase und das dunkle Auge gaben ihm das Aussehen eines Südländers.

Jetzt erschien auch Eugenie, die Tochter des Kommerzienraths, eine stolze Schönheit von neunzehn Jahren. Ihr blaßgrünes Seidenkleid hüllte die üppigsten Körperformen ein. Eine wahrhaft junonische Gestalt rauschte sie durch die offene Flügelthür.

„Poet!" rief sie in einem Tone, der scherzen sollte. „Hast Du wieder Verse gemacht?"

Karl deutete auf die Landschaft.

„Dort liegt das große Gedicht, das ich zu verstehen mich bemühe!" antwortete er mit einem Anfluge von Be geisterung. Das Erlenthal erscheint mir heute wie ein Paradies. Im vorigen Jahre wußte ich die Schönheiten desselben nicht zu würdigen; nun aber will ich sie wie ein Gourmand genießen, der lange gefastet hat."

Auf der Chaussee, die sich neben dem Flusse hinzog, rollte eine Equipage vorüber. In dem offenen Koupee saßen zwei Damen, die grüßend mit dem Tüchern winkten.

„Die Baronesse von Hirtenkron!" rief Eugenie, die einen Gegengruß mit ihrem feinen Spitzentuche winkte. „Auch sie hat die Villeggiatur begonnen . . . das ist mir lieb. Nun bietet der Aufenthalt in Deinem Paradiese doch einige Abwechslung; wir können Besuche abstatten und empfangen. Die verwitwete Baronesse ist die reizendste Person, die ich kenne. Und, wahrhaftig, sie hat die Trauer- toilette abgelegt! Gott sei Dank, man wird nicht mehr an den Tod erinnert! Das schwarze Kleid, das ich den ganzen vorigen Sommer gesehen, hat mir stets die gute Laune verdorben. Karl begleitest Du mich in den nächsten Tagen zu der Baronesse? . . . ich wette, daß sie uns morgen schon besucht."

Eugenie sah lange der Equipage nach, die leicht auf dem ebenen Wege dahin rollte.

Die Familie ging in den Saal. Eugenie phantasirte auf dem Flügel, sang ein Lied und sprach viel über die Baronesse, die sie als ein Muster von vornehmer Dame bezeichnete. Die Pendüle schlug sechs. Karl erhob sich.

„Wohin?" fragte die Mutter.

„Ich sehne mich nach einem Spaziergange. Zum Abendessen werde ich zurückgekehrt sein. Auf Wiedersehen!"

Der junge Mann küßte der Mutter achtungsvoll die Hand, grüßte die Schwester und ging.

„Der arme Karl ist doch noch recht abgespannt, meinte Frau Balder. Ach, wir haben einen traurigen Winter verlebt!"

„Der Sommer, so hoffe ich, wird Alles wieder gut machen. Und die Baronesse kann dem Sommer helfen."

„Wie?" fragte verwundert die Mutter.

„Darf ich eine Idee aussprechen, die mich schon lange beschäftigt hatte?"

„Sprich sie aus, wir sind allein."

„Die Baronesse wäre eine Partie für den Bruder."

Frau Balder lächelte.

„Du bist doch stets extravagant, mein Kind. Ich will die Vorzüge, die Du an Deiner Freundin rühmst, nicht in Zweifel ziehen; aber wer bürgt uns dafür, daß der schlichte und einfache Karl an der Witwe Gefallen findet."

„Sie betonen das Wort „Witwe,“ Mutter. Ist denn die Baronesse überhaupt verheiratet gewesen? Kann ein hoher Sechziger, ein hinfälliger Greis, der Gemal einer fünfundzwanzigjährigen blühenden Dame genannt werden? Malvina von Hirtenkron hat mir die Gründe genannt, die sie zum Abschlusse der seltsamen Ehe veranlaßt; und wahrlich, ich muß sie ehren. Die Dame hat ein großes Opfer gebracht, wenn ihre Ehe auch nur zwei Jahre gedauert. Jetzt genießt sie die Früchte, und sie hat sich vorgenommen in Zukunft nur auf ihr wahres Glück bedacht zu sein. Es läßt sich nicht leugnen, daß Malvina eine aristokratische Dame vom reinsten Wasser ist, daß sie Rang und Titel hoch hält.“

„Glaubst Du denn, unterbrach sie die Mutter, daß Deine Freundin die Baronesse hingibt, um die Gattin eines bürgerlichen Kaufmannes zu werden?“

„Ja!“ antwortete Eugenie rasch.

„Hoffe nicht zu viel.“

„Ich habe mehr als einen Grund dafür. Der Vater ist reich und geachtet, der Adel und der Bürgerstand suchen ihn auf. Seine Verbindungen erstrecken sich in alle Kreise der Gesellschaft, selbst bis in die höchsten. Hast Du nicht Beispiele genug, daß Finanzmänner geadelt wurden? Der Vater hat, ich weiß es, bereits Einleitungen zu seiner Erhebung in den Adelstand getroffen ... man wird ihn nicht zurückweisen. Und nun habe ich im vorigen Sommer schon die Bemerkung gemacht, daß die Baronesse unseren Karl

gern sieht. Sie sprach stets mit großer Vorliebe von ihm, rühmte seine geistvolle Unterhaltung und erfreute sich an einem feiner Gedichte, das ich ihr vorlegte. Freilich ermuntern, daß er sich ihr nähere, konnte sie ihn nicht, denn das Trauerjahr war kaum halb verflossen ... in diesem Sommer ist es anders: Malvina trauert nicht mehr und Karl Balder, der künftige Edelmann, der ohne Unterbrechung auf dem Lande bleibt, kann seine Schöne besingen, ohne fürchten zu müssen, daß er gegen die Decenz verstößt. Das Uebrige nehme ich auf mich. Schon der Gruß der Baronesse berechtigt mich zu den schönsten Hoffnungen. Das flatternde Tuch bewies ihre Freude, uns zu sehen."

Eugenie sprach noch viel über das angeregte Thema und zwar mit so großer Zuversicht, daß sie sich schon im Geiste als die Schwägerin der Baronesse betrachtete.

Karl hatte das Landhaus verlassen. Er trug einen feinen Sommerhut und einen Oberrock nach der neuesten Mode. Mit sichtlichem Behagen athmete er die lauwarme Mailuft ein, betrachtete er die weißen Blüthen zwischen dem frischen Grün der Obstbäume, die in langen Reihen den Weg einfaßten. Rechts zog sich der blinkende Fluß hin links die pittoreske Hügelkette. Die Sonne begann bereits die fernen Bergspitzen zu vergolden. Ein hehrer Gottesfrieden lag über der duftenden Natur. Hier und dort sangen muntere Vögel ihr Abendlied. Hoch oben im tiefblauen Aether schwebte der Weih, große Kreise beschreibend. Landleute, die von der Arbeit zurückkehrten, unterbrachen durch

ihren freundlichen Gruß das Sinnen des Spaziergängers. Woran dachte er? An die reizende Baronesse, die ihn im vorigen Sommer ausgezeichnet hatte? Oder beschäftigte ihn die wunderbar schöne Natur ausschließlich? Beobachten wir ihn.

Nach einer Viertelstunde kam Karl bei den Häusern an, die er von dem Balkon aus betrachtet hatte. Die Gebäude, obwohl alt, waren gut gehalten. Ueberall bemerkte man die sorgende Hand des Besitzers. Der junge Mann blieb einige Augenblicke auf der reinlichen Brücke stehen, die zu dem Hofthore führte, um das Arbeiten der großen schäumenden Räder zu beobachten. Dann ging er weiter aber nicht in das offene Thor, sondern an einem blühenden Zaune hin, der den großen Obstgarten einschloß. Er verfolgte einen schmalen, mit Weiden bepflanzten Weg, bis er eine Thür in dem Zaune erreichte. Die Thür stand offen. Karl sah hinein. Rechts, vor einem Lusthäuschen zeigten sich wohl erhaltene Blumenbeete. Ein würziger Duft erfüllte die Atmosphäre. Von den Beeten her schimmerten die Farben der Blumen. Nirgends regte sich ein Geräusch, nirgends zeigte sich ein Mensch. Die Thür des Lusthäuschens war weit geöffnet. Unter dem blühenden Fliederstrauche vor dem Häuschen stand ein Stuhl und eiu Tisch. Auf dem Tische lagen weibliche Arbeiten. Die Arbeiterin ließ sich nirgends entdecken, obgleich Karl mit scharfen Blicken nach allen Seiten spähte. Plötzlich hörte er Schritte hinter seinem Rücken. Er wandte sich. Ein junges Mädchen

kam, eine glänzende Gießkanne tragend, dem Garten zu. Ueberrascht setzte die Wasserträgerin das gefüllte Gefäß zu Boden.

„Hedwig!“ rief Karl ihr entgegeneilend.

Hedwig vermochte kaum zu athmen! Sie stand, beide Hände auf den Busen gepreßt, in der Mitte des Weges wie eine Statue.

„Karl!“ stammelte sie endlich, als der junge Mann ihr stürmisch die Hände geküßt hatte.

Nun sah sie ihm in das noch bleiche und hagere Gesicht.

„Mein Gott!“ hauchte sie erschreckt.

„Ich bin lange und schwer krank gewesen,“ sagte der junge Mann. „Aber nun bin ich gesund und werde mit Gottes Hilfe in Deiner Nähe bald erstarken. Darum konnte ich Dir nicht schreiben, mußte Deinen letzten Brief unbeantwortet lassen, der mich auf dem Krankenlager antraf. Hedwig, ich dachte nicht an mein bleiches Aussehen, ich wollte Dich überraschen . . .“

Sie legte ihr Köpfchen an seine Brust, indem sie verschämt flüsterte:

„Ich wollte Dir böse sein, weil ich mich vernachlässigt auch wohl vergessen wähnte; nun kann ich es nicht. Nein, ich will nicht mehr an die Angst und den Schmerz denken... Karl, fühlst Du Dich auch ganz wohl? Der Abend kommt, es wird kühl . . .“

Er drückte sie sanft an sich.

„O, mein süßes Mädchen, fürchte Nichts! Der Arzt, ein vorsichtiger Mann, hat mich zeitig in das Erlenthal geschickt und mir den Aufenthalt in der frischen Luft anempfohlen. Da bin ich nun bei Dir und werde den ganzen Sommer hier bleiben.“

„Den ganzen Sommer?“

„Auch wohl einen Theil des Herbstes.“

„Gott sei Dank!“

„Und keine Reise soll mir den Aufenthalt unterbrechen. Ich arbeite nicht, werde mich nur mit Dir beschäftigen... bist Du nun zufrieden, Hedwig? Bin ich entschuldigt?“

Sie duldete es, daß Karl einen Kuß auf ihre frischen Lippen drückte. Dann lag sie, überwältigt von ihren Gefühlen, still an seiner Brust.

Hedwig, die Tochter des Papiermüllers Belau, zählte neunzehn Jahre. Zwar auf dem Lande geboren, war sie doch in der Residenz erzogen, wo sie sechs Jahre bei einer Schwester des Vaters gelebt hatte. Seit einem Jahre war sie zu dem Vater zurückgekehrt. Karl hatte sie auf einem Balle in der Stadt kennen gelernt und während eines kurzen Sommeraufenthaltes in dem Erlenthale wieder angetroffen. Die Liebe hatte sich der Herzen Beider bemächtigt, noch ehe sie es wußten. Während eines Spazierganges an dem Flusse war es zu Erklärungen gekommen, und als Karl abreisen mußte, so hatte Hedwig so bitterlich geweint, daß Karl ihr, um sie zu trösten, ewige Liebe geschworen.

Er war auch im Herbste noch einmal zurückgekommen, um seinen Schwur zu wiederholen und einen Briefwechsel mit ihr zu verabreden. Die Tochter des Papiermüllers verdiente die aufrichtige und zärtliche Neigung, die der Sohn des Bankiers zu ihr hegte. Sie war nicht nur eine besondere Schönheit, sie besaß auch geistige Anmuth und einen Schatz von Kenntnissen, der mancher vornehmen Dame fehlte. Ihr zartes, rosiges Madonnengesicht mit den seelenvollen Augen mußte wohl auf den poetischen Karl einen tiefen Eindruck ausüben. So hatte er sich die Frau gedacht, mit der er glücklich durch das Leben wandern könne; wie Hedwig mußte seine Gattin denken und empfinden, wenn er sie als solche lieben und verehren sollte. Er glaubte eine Perle gefunden zu haben, und er hatte sie wirklich gefunden. Hedwig trug einfache städtische Kleidung, ein Kleid von braunem Thibet und eine Taffetschürze; aber diese Toilette stand ihr zum Entzücken schön. Die schwarze Schnur der Schürze zeichnete eine überaus feine Taille ab. Ihre Hände und Füße waren zierlich und klein; ihr Teint war weiß wie der Blütenschnee auf den Bäumen und ihr Auge war klar und blau wie der Frühlingshimmel. Ihre weiche zarte Stimme sprach zum Herzen. Und aller dieser besonderen Vorzüge war sich Hedwig kaum bewußt; still und bescheiden lebte sie auf der einsamen Mühle, als Hausfrau schaltend und waltend, denn die Mutter war ihr längst durch den Tod geraubt. Meister Belau, wie er in dem Thale genannt wurde, war stolz auf sein einziges Kind, und wenn die

Tochter ein Versprechen gegeben, so konnte man sicher sein, daß es der Vater erfüllte. Die Armen des Thals verehrten sie als ihre Wohlthäterin. Sie besuchte die Hütten der Kranken und trocknete nach Kräften die Thränen der Unglücklichen."

„Ich tränke meine Blumen," sagte sie nach langer Pause. „Dort aus der Quelle hole ich das Wasser."

„Und ich helfe Dir!"

„Das dulde ich nicht, Karl."

„Warum?"

„Du bist noch erschöpft von der Krankheit."

Der kleine Streit, der nun entstand, endigte damit, daß Hedwig nachgeben mußte. Die beiden jungen Leute trugen gemeinschaftlich das leichte Gefäß in den Garten.

„Ich möchte jede Last des Lebens mit Dir tragen!" sagte Karl, als er vor dem Lusthäuschen stand.

„Und ich möchte mit Dir jede Freude theilen, die der Himmel mir verleiht."

Sie reichten sich die Hände, als ob sie die Wahrheit dieser Worte bekräftigen wollten.

„Wo ist Dein Vater, Hedwig?"

„In der Stadt; er kommt diesen Abend spät zurück."

„Morgen oder übermorgen werde ich mich ihm vorstellen. Die Fabrikation des Papiers interessirt mich . . . und dann auch möchte ich mich nicht immer wie ein Dieb zu Dir schleichen, der das Ertappen zu fürchten hat. Ich will offen und ehrlich kommen wie es dem Manne geziemt."

„Nein, jetzt noch nicht!“ rief Hedwig erschreckt. „Noch darf der Vater nicht wissen, daß ich . . . Karl,“ fügte sie leise hinzu, „Du bist wohl überzeugt von meiner innigen Liebe zu Dir und Du wist ermessen können, wie wünschenswerth mir der endliche Abschluß unserer Herzensangelegenheit ist . . . aber bewahre unser Geheimniß noch . . . der Vater ist nicht in der Verfassung, sich mit Dingen zu beschäftigen . . . und bist Du der Einwilligung Deiner Familie gewiß? Bedenke, Karl, Du bist der Sohn des reichen Kommerzienraths; ich dagegen bin die Tochter eines schlichten Papiermüllers.“

„Was ist das, Hedwig? Statt daß Du meinen Vorschlag mit Freude aufnimmst, wie ich erwartet habe, bist Du erschreckt und mahnst mich, zu warten! Was ist geschehen?“

„Nichts, nichts, das Dich beunruhigen könnte. Ich bleibe Dir treu bis in das Grab . . . hindert Deine Familie unsere Verbindung, so sterbe ich als Deine Braut. Aber aus Rücksicht für meinen Vater . . . gedulde Dich doch, Karl!“ bat sie schmerzlich und dringend. Es ist nicht gut, daß wir jetzt vor der Welt den Bund bekennen, den wir im Stillen beschworen haben.

Der junge Mann hatte beide Hände der Jungfrau ergriffen, die in reizender Verwirrung vor ihm stand. Treuherzig sah er ihr in das thränenumflorte Auge.

„Hedwig, wer in der Welt steht Dir, außer Deinem Vater, näher als ich? Wer hat ein näheres Recht, Dein

unbedingtes Vertrauen zu fordern als ich? Wäre auf meiner Seite Etwas geschehen, das uns Gefahr drohete, ich würde eine Beruhigung darin finden, Dir Alles mitzutheilen und Deinen Rath zu hören. Willst Du mich, der ich zu meiner Genesung der Ruhe bedarf, mit bitteren Zweifeln im Herzen entlassen?"

„Ich bleibe Dein treues Mädchen!" versicherte sie hastig.

„Und ich glaube Dir. Wie aber steht es mit Deinem Glücke? Hedwig, Du darfst mir Nichts verschweigen!"

„Mein Vater," flüsterte sie erröthend, „lebt seit einiger Zeit in sehr gedrückter Stimmung. Ich weiß nicht, was ihm Kummer macht; aber ich sehe, daß er leidet. Und es will mir nicht gelingen, ihn zu erheitern. Wenn ich ihm zurede lächelt er traurig, fast erzwungen, daß ich weinen möchte."

„Vielleicht drücken den Vater Geschäftssorgen."

„Es ist möglich."

„In diesem Falle trete ich als Vermittler auf!" rief Karl. „Mein Vater ist Kapitalist, er unterstützt gern die Industrie . . ."

„Karl, ich richte die erste Bitte an Dich."

„Sprich sie aus, meine liebe Braut."

„Laß noch einige Zeit vorübergehen, ehe wir unsere Liebe zur Kenntniß der Verwandten bringen. Mein Vater ist ein guter Mann; aber er besitzt Eigenheiten, die wir nicht außer Acht lassen dürfen. Er würde sich in seinem Stolze gekränkt fühlen, wolltest Du ihm Vorschläge machen,

die verrathen, daß wir seine günstige Geschäftslage bezweifeln. Gestatte mir, daß ich sondire; zur günstigen Zeit werde ich Dir sagen: jetzt entdecke Dich meinem Vater! Aber bis dahin Karl, wollen wir uns im Geheimen sehen und sprechen. Willst Du das?"

Und sie sah ihn so innig bittend an, daß Karl bewegt in die Worte ausbrach:

„Ich muß ja wohl, meine liebe Hedwig! Habe ich denn einen anderen Willen, als den Deinigen? Weiß ich nicht, daß Du mein treues Mädchen bist? So bleibe es denn, wie Du es für gut befindest!"

Sie reichte ihm dankbar lächelnd die kleine Hand.

Beide begannen nun die Blumen zu tränken. Die Dämmerung hatte sich allgemach herabgesenkt; das Lied der Vögel war verstummt, rings herrschte abendliche Stille. Wie aus weiter Ferne hörte man das Rauschen der Wasserräder, der nie rastenden Mühle. So oft die Liebenden einander näher kamen, küßten sie sich flüchtig; sie durften es unter dem Schutze der Dämmerung wohl wagen. Wie Kinder spielend, verbrachten sie das willkommene Werk. Als der Wasservorrath erschöpft war, wollte Hedwig noch einmal zur Quelle gehen. Karl legte seinen Arm um ihre schlanke Taille und begleitete sie. In dem Augenblicke, als Beide aus der Gartenthür traten, erklangen Hufschläge auf der Brücke.

„Der Vater kommt zurück!" rief Hedwig. „Er ist's;

ich höre es an dem freudigen Bellen der Hunde. Nun muß ich meine Beschäftigung einstellen."

„Wann sehen wir uns wieder, Hedwig?"

Sie zog ihn zu dem Gartenhäuschen, dessen Mauer in der Hecke stand. Hier zeigte sie ihm den verschlossenen Fensterladen.

„Deine Briefchen," flüsterte sie, „stecke durch diese Spalte. Und an demselben Orte wirst Du auch meine Antwort finden. Nur die dringendste Nothwendigkeit wird mich abhalten, Dich jeden Abend hier zu erwarten. Noch einmal, mein lieber Freund, denke an Dein Versprechen!"

„Und Du, Hedwig, magst den Grund der Sorge Deines Vaters zu erforschen suchen."

„Bewahre Dir die Ruhe und denke an Deine Gesundheit."

„Gute Nacht, Hedwig!"

Sie trennten sich nach einem langen, innigen Kusse. Karl, schwelgend in den Wonnen seiner Liebe zu dem herrlichen Mädchen, ging nach der Villa zurück, wo ihn Mutter und Schwester erwarteten. Hedwig schloß die Gartenthür, nahm ihr Körbchen mit den Stickereien und eilte dem Wohnhause zu. Der Garten war still wie ein Gotteshaus. Ueber der östlichen Hügelkette stieg der Mond empor und goß ein mildes Licht auf das blühende Thal herab. Die Wasserräder rauschten fort, sie hatten keinen Feierabend.

Zweites Kapitel.

Der Papiermüller.

Als Hedwig das Wohnzimmer betrat, fand sie den Vater im Sorgenstuhle. Die Magd hatte soeben die Lampe auf den Tisch gesetzt.

„Vater, Du bist schon zurück?“ rief die Tochter, ihm einen Kuß auf die Stirn drückend.

Meister Belau, ein Fünfziger mit grauem Haare, hielt die Hand der Jungfrau fest und sah ihr ernst in das Antlitz.

„Ja, mein Kind, das Geschäft in der Stadt war rascher abgemacht, als ich vermuthete.“

„Auch zu Deiner Zufriedenheit, Vater?“ fragte Hedwig in einem Tone, der ihre Besorgniß verrieth.

„Laß das!“ murmelte trüb der Meister. „Es kann ja nicht Alles im Leben nach Wunsch gehen. Besorge mir das Abendessen . . . ich werde indeß den Buchhalter aufsuchen. Geh', mein liebes Kind, geh'! Nach einer halben Stunde finde ich wohl den gedeckten Tisch.“

Hedwig wußte, daß sie nun das Gespräch nicht ausdehnen durfte. Seufzend ging sie ihrem Geschäfte nach.

„Wüßte ich nur, was vorgefallen wäre!“ dachte sie. „So habe ich den armen Vater nie gesehen. Mir kommt es vor, als ob er in der letzten Zeit stark gealtert wäre. Nein

nein, das Geheimniß meines Herzens darf er jetzt nicht erfahren."

Der Meister sah noch einige Minuten düster sinnend vor sich nieder, dann fuhr er mit der Hand über die durchfurchte Stirn, stand auf, setzte eine graue Mütze auf das Haupt und verließ das Zimmer. Die Hände auf den Rücken gelegt, schritt er langsam über den weiten, reinlichen Hof. Einzelne Arbeiter, die vorübergingen, grüßten ihn. Er bemerkte es nicht. Schwere Sorgen mochten seinen Geist beschäftigen. So kam er an ein Häuschen, das neben dem Magazine lag. Aus den beiden Fenstern desselben schimmerte Licht. Meister Belau trat auf den Vorplatz und öffnete eine Thür. Er befand sich in seinem Komptoir. Hinter dem Pulte stand ein Greis, der emsig schrieb.

„Guten Abend, Beck!"

Der Greis sah überrascht auf.

„Herr Belau!" rief er, die Feder niederlegend.

Der Papiermüller, erschöpft von der Reise, ließ sich auf dem Stuhle nieder, den er sonst bei der Arbeit einzunehmen pflegte.

„Beck," rief er, „Alles bestätigt sich! Die neu errichtete Kreditanstalt, wie sie das Ding nennen, wird eine großartige Papiermühle an der Erla erbauen."

Der Buchhalter schüttelte den Kopf.

„Die Konkurrenz wird uns arg zu schaffen machen!" murmelte er.

„Zu schaffen machen? Das ist nicht der rechte Ausdruck, Freund.“

„Doch, doch!“

„Nein, die Konkurrenz wird uns ruiniren! Haben wir nicht bisher schon darunter gelitten? Nun ist der Bau fertig; meine Maschinen, die ich angelegt habe, um gleichen Schritt mit der Neuzeit zu halten, arbeiten . . . ich habe mich in Schulden gesteckt . . . die Zeit soll kommen, daß ich verdienen und abzahlen kann. . . nun rückt mir eine große Gesellschaft auf den Leib, die über bedeutende Kapitale verfügt! Was kann ich, der Einzelne, der außerdem sein Grundstück mit Schulden belastet hat, dagegen unternehmen? Nichts! Man treibt mich von Haus und Hof, vernichtet mich, den Konkurrenten . . . das ist ja die Aufgabe der modernen Finanziers. O, hätte ich den verwünschten Bau nicht unternommen! Die Zinsen, die ich jährlich zu zahlen habe, sind eine schwere Last, selbst wenn die Verhältnisse dieselben geblieben wären. O, wer mir das vor zwei Jahren gesagt hätte!“

„Lieber Herr,“ tröstete der Buchhalter, „es wird nicht so schlimm werden, als Si e fürchten. Unsere Fabrikate sind gut, erfreuen sich eines ausgebreiteten Rufes...“

„Aber wir werden die Preise herabsetzen müssen; auch andere Fabriken arbeiten gut . . . und billiger als wir.“

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf?“ sagte Beck.

„Weil Sie noch nicht Alles wissen.“

„Was gibt es denn noch?"

„Beck, Sie sind mein langjähriger Freund . . ."

„Das bin ich, und hoffe, es so lange zu bleiben, als mir die Augen offen stehen."

„Sie schwärmten für den Kommerzienrath Balder."

„Ich halte ihn noch heute für einen Ehrenmann."

„Und ich habe Grund, ihn für einen Schurken zu halten."

„Herr Belau!" rief erschreckt der Greis. „Balder hat Ihnen bereitwillig dreißigtausend Thaler geliehen . . ."

„Das eben ist der Schurkenstreich, den er an mir verübt hat! Diese Menschen, die Geld als Waare betrachten, wie sie sich ausdrücken, verfahren so schlau, daß der redliche Geschäftsmann sie auf den ersten Blick nicht durchschauen kann. Wer hätte denn gedacht, daß das Darlehen, das mir der Kommerzienrath so freundlich anbot, einem heillosen Plane diente? Ich höre ihn noch, den wackern Mann, als er mir sagte: Herr Belau, wir sind Nachbarn, ich schätze und ehre in Ihnen den strebsamen Industriellen; Sie müssen mit der Zeit fortschreiten, müssen Ihr Etablissement, das auf alten Grundlagen beruht, vervollkommnen, und damit Ihnen dies möglich wird, eröffne ich Ihnen einen Kredit; in Ihren Händen ist mein Geld sicher; ich halte es für Pflicht, Sie zu unterstützen. Das wiederholte der Biedermann, bis ich in die Schlinge ging. Heute schulde ich ihm dreißigtausend Thaler und ich bin von ihm abhängig wie der Sklave von seinem Besitzer. Dreißig-

tausend Thaler sind eine große Summe. Wer leiht sie jetzt auf ein Grundstück, auf ein Etablissement, das arge Konkurrenz zu bestehen hat? Niemand? Die Leute kaufen Aktien und spekuliren auf große Dividenden. Dann brauchen sie nicht zu arbeiten und gewinnen viel."

„Ich begreife Sie immer noch nicht, lieber Herr Belau. Hat man Ihnen das Kapital gekündigt?"

„Mir die Kündigung mitzutheilen ließ mich mein Rechtsanwalt nach der Stadt kommen. Was ich befürchtet, ist eingetroffen. Man will mich zwingen zu verkaufen, und gelingt dies nicht, so erbaut man eine Papierfabrik, die mich zum Bankerotte treibt. Der Kommerzienrath, der sich als einen tüchtigen Kopf zeigen will, hat die Spekulation vorgeschlagen und die Aktionäre, die großen Gewinn wittern pflichten ihm bei."

„Dann ist der Kommerzienrath ein Schurke!" rief bebend der Buchhalter. „Versuchen wir Geld zu beschaffen. Sie sind als ein ehrlicher tüchtiger Mann bekannt . . ."

„Freund, wer leiht auf meine Mühle? In der ganzen Provinz kennt man den Plan der Gesellschaft, den man als großartig preist. Mein Rechtsanwalt will sich zwar bemühen, ein Kapital zu beschaffen; aber er zweifelt an dem Erfolge. In der heutigen Zeitung ist der Plan weit und breit entwickelt . . . das Erlathal soll das beste und billigste Papier liefern. Wer leiht einem Papiermüller, dessen Ruin gewiß ist? Mein Grundstück hat nur für die Anstalt einen Werth, die den Platz braucht."

„Wir müssen Geld schaffen!“ rief der alte Beck.

Der Papiermüller hatte sich erhoben.

„Freund,“ sagte er bewegt, die Hand des Greises erfassend, „ich habe die Mühle klein und einfach von meinem Vater ererbt, habe sie von Schulden frei gemacht und von lästigen Abgaben ... das hat Zeit und Mühe gekostet. Vermögen habe ich nicht erwerben können, aber ich habe anständig und ehrenvoll gelebt. Damit hätte ich mich begnügen sollen, anstatt die Verbesserungen einzuführen, die mich auf meine alten Tage in neue Schulden gestürzt. Ich habe es gethan meines lieben Kindes wegen. Was einmal geschehen, läßt sich nicht mehr ändern. Beck, müßte ich dem Kommerzienrathe weichen, müßte ich schmachvoll das Erbe meines Vatters verlassen, die mir lieb gewordene Scholle, auf der ich geboren bin ... ich überlebe es nicht. Eher zünde ich die Gebäude an und lasse mich von dem Schutte derselben begraben.“

„Herr Belau!“

„Ich bin nicht muthlos, das weiß Gott; ich will den Kampf aufnehmen mit den elenden, gewinnsüchtigen Menschen ... stehen Sie mir treu zur Seite, Beck!“

„Das will ich!“

„Vielleicht haben wir Glück.“

„Und wir sind ja rechtliche Leute.“

„Sinnen Sie auf Abhilfe.“

„Wir werden eine helfende Hand finden.“

„Es müßte ja keine Gerechtigkeit im Himmel geben, wenn die Bosheit den Sieg davontragen sollte. Nun folgen Sie mir zum Nachtessen.“

Beide Männer drückten sich innig die Hände. Der Meister verließ das Komptoir.

„Es wird einen schweren Kampf geben,“ murmelte Beck, der seine Bücher schloß. „Wenn die großen Fabriken die entfernt liegen, uns Konkurrenz gemacht, was steht von der zu erwarten, die man uns vor die Thür setzt? Das Geschäft ist schon nicht mehr, was es vor zwei und drei Jahren war. Ich redete meinem Herrn zu, mit der Zeit fortzuschreiten, mein Rath hat ihn wohl bestimmt, die verhängnißvollen Bauten zu unternehmen, wenn ich Alles recht betrachte, finde ich, daß die jetzige Krisis, vielleicht in anderer Gestalt dennoch eingetreten wäre ... aber ich muß dennoch mit allen Kräften streben, Hilfe zu schaffen und wäre es auch nur, um dem tückischen Kommerzienrathe zu zeigen, daß er sich diesmal verrechnet hat. Es dämmert schon ein Plan in meinem Geiste ... gelingt er, so wird uns auch noch ein ansehnliches Betriebskapital ... die raschere Fabrikation gestattet uns billigere Preise zu stellen ... ich gebe die Hoffnung nicht auf. Die Firma „Friedrich Belau“ ist zu alt, als daß sie sich dem ersten Sturme beugen sollte, den die modernen Verhältnisse in unser Thal senden.

Beck schloß sein Arbeitspult, löschte die Lampe aus,

verließ das Komptoir, dessen Eisenthür ein Knecht verriegelte und ging über den Hof in das Wohnzimmer, wo Hedwig den Tisch gedeckt und mit Speisen besetzt hatte. Es läßt sich denken, daß das Gespräch während der Mahlzeit nicht das belebteste war. Meister Belau vermied es, seiner Tochter einen Blick in die mißlichen Verhältnisse zu gestatten, denen er energisch die Stirn zu bieten beschlossen hatte; er bemühte sich von gleichgiltigen Dingen zu reden.

Der Buchhalter war zu lebhaft mit seinem Plane beschäftigt, als daß er zur Belebung der Unterhaltung beitragen konnte. Hedwig beobachtete die beiden Männer, die mit ernsten Mienen an dem Tische saßen und nur wenig von den Speisen nahmen; sie begriff, daß sich ernste Dinge vorbereiteten, die den sonst so starken Vater tief erschütterten. Daß es sich um Kapitale handelte, glaubte sie nicht bezweifeln zu dürfen; mit einem Wonneschauer gedachte die gute Tochter der Hilfe, die sie durch ihren Karl bringen konnte. Sie nahm sich vor, den Grund der Sorgen des Vaters zu erforschen und dann nach Ihrer Weise Abhilfe zu schaffen.

Dem Meister Belau wollte das Abendpfeifchen nicht schmecken, obgleich die anmuthige Hedwig, die er über Alles liebte, sie ihm gereicht hatte. Sinnend saß er noch ein Stündchen auf dem Sopha, dann zog er sich unter dem Vorwande in sein Schlafzimmer zurück, daß die Reise ihn recht müde gemacht habe. Die Tochter begleitete ihn, wie jeden Abend, die brennende Kerze tragend.

„Gute Nacht, Hedwig!" sagte bewegt der Papiermüller, als die Tochter ihm die Stirn geküßt hatte.

„Vater, Dich drücken Sorgen!"

„Diese Sorgen werden vorübergehen."

„Darf ich sie nicht wissen!"

Der Vater versuchte zu lächeln.

„Thörichtes Kind, Du verstehst ja Nichts von Geschäftsangelegenheiten! Gehe ruhig zu Bett und bitte Gott, daß er meinen Unternehmungen Glück verleihe ... mehr kannst Du nicht für mich thun."

Hedwig ging, aber sie dachte: „ich kann vielleicht doch sehr viel für Dich thun, armer Vater, wenn ich nur erst weiß, was Dich drückt."

In dem Wohnzimmer traf sie den Buchhalter, der gedankenvoll an dem offenen Fenster stand und dichte Rauchwolken aus seiner Pfeife in das Freie wirbeln ließ.

„Halt," dachte die gute Tochter, der Vater hat mit seinem Freunde eine Unterredung in dem Komptoir gehabt ... vielleicht kann ich hier etwas erfahren. Der Buchhalter ist der Einzige, dem sich der Vater mittheilt. Aber ich muß schlau zu Werke gehen, um dem verschlossenen Manne die Zunge zu lösen."

Nachdem sie den Tisch geordnet und ihre Arbeiten herbeigeholt hatte, näherte sie sich dem Alten.

„Herr Beck, es ist neun Uhr ... Sie leisten mir wohl noch ein Stündchen Gesellschaft."

„Wenn es Ihnen angenehm ist! Ich habe heute nichts zu versäumen.“

Hedwig schlüpfte aus der Thür.

„Ein reizendes Mädchen!“ murmelte Beck. „Wäre ich fünfundzwanzig Jahre alt, diese Hedwig müßte mein Weib werden, und sollte ich sie mit einer Million erkaufen . . . vorausgesetzt, das ich eine Million hätte. Die Tochter des schlichten Papiermüllers macht dem größten Hause Ehre. Ich glaube, mein Plan ist nicht übel. Dem stolzen und halsstarrigen Belau darf ich ihn freilich nicht mittheilen, denn er würde mit einem Wetter dazwischen fahren, das Alles zertrümmerte und mich einen überspannten Menschen nennen. Darum will ich mich an die Tochter wenden . . . wenigstens für jetzt sondiren. Freilich, es bleibt immer ein gewagter Schritt; aber der Schiffbrüchige greift zu dem schwächsten Balken, ehe er sich der tosenden Fluth überläßt, die ihn zu verschlingen droht. Wahrlich, wir sind Schiffbrüchige, die den Untergang vor Augen haben . . . findet sich nicht ein starker Lootse, der uns durch die Riffe führt, so gehen wir unter.“

Hedwig kam mit einer Flasche und einem Glase zurück.

„Der Nachttrunk soll Ihnen nicht entgehen!“ rief sie lächelnd. „Mag der Vater von der Reise ausruhen . . . Sie werden ein Glas Rüdesheimer trinken — Ihre Lieblingssorte.“

Die Falten des Ernstes in Beck's Gesicht glätteten sich; er schloß das Fenster, trat zu dem Tische und betrachtete die Etikette an der Flasche.

„Rüdesheimer Berg!“ murmelte er.

Hedwig hatte das Glas gefüllt.

„Nun trinken Sie!“

Dann nahm sie ihren Platz ein und arbeitete.

Beck, der im Sofa saß, hatte getrunken.

„Vortrefflich!“ murmelte er mit Kennermiene. „Das Gewächs rieselt wie Feuer durch die Adern. Ich hätte nicht gedacht, daß ich diesen Abend noch Festtagswein trinken sollte. Ihr Wohl, Hedwig, Ihr schönstes Wohl!“

Und er trank zum zweiten Male.

„Danke, mein lieber Beck. Trinke ich auch nicht mit Ihnen, so wünsche ich Ihnen doch Alles Glück der Welt.“

Sie füllte wiederum das Glas.

„Es ist wahr,“ sagte der Alte, „man muß sich zuweilen Muth trinken.“

„Muth, wozu Muth?“

„Um den Leben die Stirn zu bieten.“

„O, so trinken Sie doch!“

Der Buchhalter leerte sein Glas. Er ward mit jeder Minute redseliger. Das wollte Hedwig. Hätte sie gewußt, daß dem Alten eben so viel daran lag sich zu entdecken, als ihr selbst.

„Ist denn das Leben so entsetzlich schwer?“ fragte sie arbeitend.

„Für den Geschäftmann, ja.“

„Des Vaters Geschäfte gehen doch gut.“

„Können Sie schweigen, Hedwig?“

„Ich habe mich doch wahrlich noch nicht als eine Plaudertasche gezeigt.“

„Versprechen Sie mir kein Wort von dem zu verrathen, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde?“

„Das verspreche ich Ihnen, Herr Beck. Hier ist meine Hand.“

Der Alte drückte die kleine Hand des jungen Mädchens.

„Es betrifft Ihren Vater!“ murmelte er geheimnißvoll.

„Meinen Vater?“

„Den armen Mann drücken schwere Sorgen. Sie werden es wohl schon bemerkt haben.“

„Ja, ja!“

„Die heutige Reise nach der Stadt hat ihm die Gewißheit gebracht, daß er einen schweren Kampf bestehen muß. Wenn ihm nicht rechtzeitig Hilfe kommt, steht das Aergste zu fürchten.“

„Heiliger Gott!“ rief Hedwig erschreckt.

„Sie wissen, daß ich der langjährige treue Diener und Freund Ihres Vaters bin, daß ich mit ihm Leid und Freud theile . . . aber ich allein bin zu schwach, zu helfen . . .“

„Wer kann denn noch helfen?“

„Sie, Hedwig, Sie!“

„Dann, mein lieber Beck, ist es so gut als geschehen. Was kann ich thun?“

Der Buchhalter schilderte nun die Bedrängniß des Papiermüllers, wie sie der Leser bereits kennt.

„Und der Kommerzienrath Balder ist der harte Mann?“ fragte Hedwig mit gepreßter Stimme.

„Der harte und zugleich heimtückische Mann. Vor zwei Jahren war er die Bereitwilligkeit selbst; er bot Ihrem Vater Kredit an. Damals schon wurde die Schlinge gelegt, die uns jetzt fangen soll. Das, mein liebes Kind, nennt man eine Schurkerei! Auf die reichen Leute in der Stadt darf man sich eben so wenig verlassen, als auf das Wetter. Sie verschmähen kein Mittel, um Geschäfte zu machen. Ob ein Mensch, ob eine ganze Familie darüber zu Grunde geht, ist ihnen völlig gleichgiltig. Sie rühmen sich später sogar der List noch, die sie angewendet, um das schmähliche Ziel zu erreichen. An der Stelle, wo der rechtschaffene Mann das Herz hat, haben diese Leute den Geldsack. Man sehe nur die prachtvollen Landhäuser an, die sie bewohnen . . . diese Paläste sind von dem Marke der Armuth erbaut. Es ist himmelschreiend! Es muß keine Gerechtigkeit mehr dort oben geben! Wie lange hat sich der brave Belau redlich abgemüht . . . und nun soll er ein Opfer jener Spekulanten werden, die durch Arbeit nicht einen Gulden verdienen können. Man möchte blutige Thränen weinen!“

Hedwig saß wie niedergeschmettert. Ihre Hände lagen

schlaff auf dem Schooße. Ein Thränenstrom entrang sich ihren schönen Augen. Beck trank und setzte ungestüm das Glas auf den Tisch.

„Was kann ich nun thun?“ fragte Hedwig schluchzend.

„Mein Kind, ich will es offen gestehen . . . auf Sie habe ich meine ganze Hoffnung gesetzt.“

„Auf mich?“

„Ihr Vater ist unfähig einen Entschluß zu fassen.“

„Aber so sprechen Sie doch endlich!“

Beck konnte es noch nicht über sich gewinnen offen zu sein.

„Wir müssen Geld schaffen!“ murmelte er, die dem Verlöschen nahe Pfeife stark anrauchend.

„Wieviel?“

„Dreißigtausend Thaler, auch wohl noch mehr!“

„Eine so große Summe!“

„Ihnen wird es leicht.“

„Wie, wie denn?“

„Ach, Hedwig, mir hat längst geahnt, daß es einmal so kommen würde. Und da sind denn mancherlei Pläne in mir entstanden, von denen nur einer auszuführen ist. Als Ihr Vater heute die traurige Nachricht brachte, begriff ich, daß mein Zögern nicht gut gewesen. Ich hätte Sie längst vorbereiten sollen. Nun muß ich mit der Thür ins Haus fallen, wie man zu sagen pflegt. Sie werden mich schon verstehen. Eine Anleihe in dem Umfange zu machen, wie wir sie brauchen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der

Werth unseres Grundstückes wird durch die nächstens eintretende Konkurrenz tief herabgedrückt ... Hedwig, ich will mich kurz fassen: Sie müssen Ihrem Vater einen reichen Schwiegersohn in's Haus bringen. O, erschrecken Sie nicht ... eine Heirat ist kein gefährliches Ding. Mein Gott, wie Sie zittern! Sehen Sie, Hedwig, ich kenne einen jungen Mann, den einzigen Sohn seines Vaters, der mehr als hunderttausend Thaler besitzt. Die Hälfte dieser Summe gibt er gern hin, um seinen Schwiegervater zu retten. Dafür bürge ich mit meinem grauen Kopfe. Dann ist alle Verlegenheit beseitigt und wir können mit frischem Muthe, troß der Konkurrenz unser Geschäft fortsetzen. Sie sind die geliebte Frau eines zwar schlichten, aber herzensguten Mannes, Ihr Vater arbeitet sorglos und der Herr Kommerzienrath mag vor Groll und Aerger vergehen."

Beck athmete tief auf, als er diesen Plan entwickelt hatte.

„Wer ist denn der junge Mann?" fragte Hedwig so leise, so zitternd, daß es kaum zu verstehen war.

„O, Sie kennen ihn ... Sie wissen auch, daß Anton Baumann Sie gern sieht."

„Anton!"

„So oft er mich sieht, fragt er mich nach ihrem Befinden und wie freut er sich, wenn ich ihm Gutes berichte, wenn ich ihm sage, daß sie eine tüchtige Hausfrau sind ..."

Hedwig war purpurroth geworden. Ihre Hände spielten zuckend mit der Stickerei.

„Ich weiß," flüsterte sie, „Anton ist ein braver und muthiger Mensch; als ich vor sechs Jahren das Unglück hatte, von dem morschen Stege in die Erla zu stürzen, rettete er mir das Leben, das seinige nicht achtend. Dafür werde ich ihm ewig dankbar sein . . ."

„Anton denkt nicht mehr daran, daß er ihnen einen wichtigen Dienst geleistet hat; noch nie hat er jenes Unfalls erwähnt. Aber ich weiß gewiß, daß er Ihnen herzlich gut ist ... es bedarf nur einer leisen Anregung und er wird Gelegenheit suchen, sich Ihnen zu nähern."

„Herr Beck," rief Hedwig, wie von einem Gedanken ergriffen, „wenn Anton so gut ist, wie Sie ihn schildern, wird er nicht dem Vater die Summe leihen auch ohne die Heirat, die doch nicht so rasch zu bewerkstelligen ist?"

„Gewiß, wenn es nur auf seinen Willen ankommt. Aber er hat Rücksichten auf den Vater zu nehmen, der sich schwer vom Gelde trennt. Der dumme Bauer hat die Kapitale todt in seinem Geldschranke liegen; ihm fehlt sogar der Muth, sichere Staatspapiere zu kaufen. Da sitzt er nun Tag und Nacht ängstlich wachend, daß ihm seine Schätze nicht gestohlen werden. Der Tropf führt ein elendes Leben. Verheiratet sich Anton nun und gründet eine eigene Wirthschaft, dann muß der Alte das mütterliche Vermögen seines Sohnes herausgeben... so steht es in dem Testamente, das die verstorbene Mutter gemacht hat.

Anton achtet den Vater nun und ehrt seine Schwächen . . ., aber die Sache ändert sich mit einem Schlage, sobald er Hedwig die Hand reichen kann. Dann nimmt er keine Rücksicht mehr. Im vorigen Herbste fragte ich ihn, ob er sich nicht zu verheiraten gedenke . . . da schüttelte er traurig mit dem Kopfe und meinte: Der Vater lebt noch und wegen der Mädchen, die ich bekommen kann, will ich ihn nicht betrüben, er mag in seinen Gewohnheiten, sind sie auch sonderbar, verbleiben; ich mag mich nicht verheiraten, um überhaupt nur verheiratet zu sein."

„Und sonst gibt es in unserer Gegend keine Kapitalisten?"

„O ja, die Geldmenschen, die während des Sommers in den schönen Landhäusern wohnen. Aber von diesen ist nichts zu hoffen. Wie gesagt, Anton Bauman bleibt der einzige Rettungsanker. Aeußern Sie nur ein Wort und ich treffe die nöthigen Einleitungen. Daß ich vorsichtig verfahre, brauche ich wohl nicht zu versichern."

Hedwig trocknete die Thränen von den zarten Wangen.

„Gönnen Sie mir Frist, lieber Beck!" bat sie sanft. Die Dinge kommen mir so rasch, so unerwartet, daß ich sie kaum zu fassen vermag. Meine Liebe zu dem Vater kennen Sie . . . ist es nöthig, werde ich diese bethätigen. Soviel kann ich Ihnen jetzt schon sagen: der Kommerzienrath wird seine Absicht nicht erreichen . . . wenigstens die nicht, meinen Vater aus seinem Eigenthum zu vertreiben. Vor der Hand mag unser Gespräch ein Geheimniß bleiben."

„Natürlich!“ rief der Buchhalter.

„Aber trösten Sie meinen armen Vater, daß er sich nicht unnöthige Sorgen mache, und wohl gar krank werde.“

Das gelobte Beck, der während des Gesprächs seiner Flasche so ziemlich auf den Grund gekommen war.

Die Uhr in dem großen politirten Gehäuse schlug Zehn.

„Gute Nacht!“ sagte der Buchhalter.

„Schlafen Sie recht wohl!“

„Sie haben mich doch verstanden, Hedwig?“

„Vollkommen!“

„Nun ist mir nicht mehr bange. Ich werde wohl schlafen,“ fügte der Greis lächelnd hinzu; „mehr als der vortreffliche Wein, der mir wacker zusetzt, hat meine kleine Freundin dafür gesorgt. Man muß sich nur verständigen... es kommt im Leben Alles auf Verständigung an.“

Der Alte, seelenvergnügt über den seiner Meinung nach gelungenen Plan, stieg die Treppe zu seinem Kämmerlein hinan. Eine Viertelstunde später lag er im süßen Schlafe.

Auch Hedwig befand sich in ihrem Zimmer. Sinnend saß sie vor der Toilette. die durch eine Kerze erhellt ward. Ihr volles Haar, völlig aufgelöst, hing wie ein dunkler Mantel über die glänzenden Alabasterschultern herab. Ihre Hände ruhten müßig in dem Schooße.

„Nein,“ flüsterte sie, „Karl kennt den unheilvollen Plan seines Vaters nicht, viel weniger noch wird er bei der

Ausführung desselben mitwirken. Er ist treu und brav... Beck sieht zu schwarz, nicht alle Menschen verkaufen ihre Ehre und ihr Gewissen dem Gelde ... Aber kann Karl mir nützen, wenn er auch wollte? Hat er nicht den Zorn des Vaters zu fürchten, wenn er mir ehrlich zur Seite steht?"

Sie raffte sich empor aus ihrem Sinnen und wand das Haar in leichten Flechten um das Haupt, das sie nun mit einem schneeweißen Nachthäubchen bedeckte.

„Anton! Anton!" rief sie schmerzlich. Ihm danke ich das Leben ... ach, und ich kann dafür nicht dankbar sein, wie ich es wohl möchte. Es ist recht traurig, daß Alles so gekommen. Könnte ich nur den Anton lieben ... hätte ich Karl nie kennen gelernt."

Hedwig betete, löschte die Kerze aus und schlüpfte in das Bett. Die Räume des Wohnhauses waren nun still. Die Mühle gegenüber arbeitete rastlos fort. Dumpf und eintönig rauschten die Räder, weithin vernehmbar durch das ruhige, lichterfüllte Thal. Hedwig lauschte noch lange auf den hellen Gesang einer Nachtigall, die in der Ulme vor ihrem Fenster nistete. Es war spät, als der mohnbekränzte Schlummergott sie sanft in seine Arme schloß, das Leid verscheuchend, das an dem Herzen der liebenden Jungfrau nagte. Und peinigender ist wohl kein Leid, als das des Zweifelns an der Treue und Aufrichtigkeit des Geliebten.

Drittes Kapitel.

Vater Baumann.

Es war Sonntag.

Morgens gegen acht Uhr verließ der Buchhalter Beck die Papiermühle. Der Greis war heute festlich angethan. War sein schwarzer Frack mit den langen Schößen und dem breiten Kragen auch längst nicht mehr in der Mode, waren die Nankingpantalons auch nicht nach dem neuesten Schnitte, zeigte die weiße Weste auch plumpe Stickereien ... Herr Beck sah doch recht stattlich aus. Sein weißes Haar quoll stark und voll unter dem braunen Kastorhute hervor, den ihm Meister Belau vor Jahren einmal zum Geburtstage verehrt hatte. Rüstig, mit Hilfe seines Rohrstocks, schritt er durch den Gemüsegarten, öffnete die Thür eines Holzgitters und verfolgte den schmalen, glatten Fußpfad, der sich am Fuße der Hügelkette hinwand.

Eine wahre Sabbathstille erfüllte das duftende Thal. Kein Lüftchen regte sich, kein Werkeltagsgeräusch ließ sich vernehmen. Aber desto lauter jubelten die Vögel in den Baumzweigen und die Lerche schwebte singend über den sprossenden Saatfeldern.

Der Weg führte den Buchhalter über einen Hügel. Auf dem höchsten Punkte desselben blieb er stehen. Da lag vor ihm das Thal mit allen seinen Reizen ausgebreitet. Beck stützte sich, mehr um zu beobachten als zu ruhen, auf

den Kopf seines Rohrstockes. In demselben Augenblicke trug der laue Südwind das Geläute der Glocken von dem nahen Kirchdorfe herüber. Der Greis entblößte unwillkürlich sein Haupt.

„Das ist ein Tag des Herrn!“ murmelte er. „Wie viel Freude und Glück hat der Allgütige ausgegossen über die blühende Erde! Hier soll der Mensch seine Begeisterung, sein Glück suchen, hier soll er beobachten und . . . beten! Aber was thut der Mensch? Wie ein Raubthier verfolgt er seinen Nächsten und sinnet, daß er ihn zerreiße! Der arme Meister Belau kann des Frühlings nicht froh werden. Ach, die stattlichen Landhäuser, die von den Höhen herabschimmern, bringen mir einen schneidenden Mißton in die göttliche Harmonie, die rings durch die Natur zieht. Dort leben die Raubritter in Saus und Braus! Sonst griffen sie mit Schwert und Keule an . . . jetzt mit der modernen Waffe, die sie Kapital nennen. Das ist ein bequemer, müheloser Kampf. Wie friedlich dort die Mühle liegt, die mich so lange ernährt hat. Ich habe sie als rüstiger Mann betreten, habe gehofft dort meine letzten Tage in Ruhe zu verleben . . . nun streckt der habgierige Kommerzienrath seine Krallen aus, um das stille Asyl in einen Tummelplatz des Gelderwerbs umzuwandeln. Der Mann ist reich, hat mehr als er zu einem guten Leben braucht . . . und doch ist es ihm nicht genug. Und wie schlau er zu wählen versteht! Das ist der beste Platz für eine große Fabrik . . . es gibt keinen zweiten so im Thale. Fort, Beck, fort, Du

kennst Deine Aufgabe. Es gelingt wohl mit Gottes Hilfe, den Angriff abzuschlagen."

Er ging weiter. Der Weg senkte sich. Nach fünf Minuten zweigte sich ein Pfad ab, der rechts in einen Einschnitt der Hügelkette führte. Beck verfolgte den mit Obstbäumen bepflanzten Fahrweg. Ein klares Bächlein floß daneben, das murmelnd dem großen Flusse zu eilte, um darin aufzugehen. Wiederum verflossen fünf Minuten. Da war das schmale Thal zu Ende und eine mit herrlichen Kornfeldern bedeckte Ebene zeigte sich. Links an einem Teiche lag ein stattliches Bauerngehöft, das von einer großen, aus Bruchsteinen aufgeführten Mauer umgeben ward. Der Weg führte durch eine Obstbaumpflanzung zu dem großen Thore, das einen eigenthümlichen Schmuck trug. Es waren dies zwei große Raubvögel, die man mit ausgebreiteten Fängen angenagelt hatte.

Beck hatte das Thor noch nicht erreicht, als die darin befindliche kleine Pforte geöffnet ward. Ein junger Mann trat heraus. Es war Anton Baumann, der zur Kirche gehen wollte. Mit freudestrahlendem Gesichte grüßte er den Greis, der ihm die Hand entgegenstreckte.

„Guten Morgen, Herr Beck!"

„Grüß Gott, mein junger Freund."

„Wollen Sie zu dem Vater?"

„Ja!"

„Sie treffen ihn im Garten."

Anton konnte sich nicht entfernen; er hatte noch eine Frage auf dem Herzen. Der Buchhalter lächelte, indem er sagte:

„Ich habe auch einen Gruß an Sie auszurichten."

Erröthend fragte der junge Landwirth:

„An mich?"

„Ja, an Anton Baumann."

„Und von wem?"

„Errathen Sie es denn nicht? Von Hedwig ... Auf Wiedersehen! Beeilen Sie sich, das erste Läuten ist schon vorüber und der Weg ist noch weit."

„Bringen Sie Fräulein Hedwig meinen besten Gruß dagegen!" rief Anton stammelnd dem Greise nach, der die Pforte öffnete und in den Hof trat, als ob er die Verwirrung des jungen Mannes nicht sehen wollte.

„Gut," dachte Beck, „der Sohn ist noch der Alte, er hängt an dem Mädchen wie sonst. Nun will ich bei dem Vater sondiren nnd wenn es sein muß einige Winke fallen lassen.

Während der überglückliche Anton den Weg zur Kirche fortsetzte, ging der Buchhalter über den großen Hof. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit. Wagen nnd Pflüge standen in Reihen aufgefahren. Der Platz vor dem stattlichen, aber alten Wohnhause war mit gelbem Sande bestreut. Speicher und Ställe waren geschlossen. Hier und dort zeigte sich ein sonntäglich geschmückter

Knecht, der höflich grüßte. Man kannte ja den alten Buchhalter aus der Papiermühle überall. Nur der große Hofhund sprang aus seinem Bretterhause und riß bellend und heulend an der ihn fesselnden Kette. Beck zeigte drohend seinen Stock, ging vorüber und verschwand in der Gartenthür, die sich in einem hohen Zaune neben dem Hause befand.

Der Obst- und Gemüsegarten, ein Muster in seiner Art, breitete sich wie ein großes Feld aus. Selbst dem Laien mußte es auffallen, daß hier eine kundige Hand das Regiment führte. Das war nicht die alte Weise, in der gewöhnliche Landleute Felder und Gärten ausbeuteten . . . hier befolgte man ein neues System. Jeder Quadratfuß Erde war nutzbar gemacht. Aber auch Blumen zeigten sich, die einen bunten, süß duftenden Kranz um die Gemüsebeete zogen. Beck sah entzückt auf die kleine Welt, die sich blühend vor ihm ausbreitete.

„Das ist Antons Werk!“ murmelte er. „Die Thätigkeit, die er seit einigen Jahren entwickelt, trägt nun ihre Früchte. Der Reichthum mehrt sich, und Niemand denkt daran, sich seiner zu erfreuen. Ueber die sonderbaren Menschen! Von Morgens früh bis Abends spät arbeiten sie, und gehen, wenn die Nacht anbricht, zu Bett, um den folgenden Tag in derselben Weise zu verbringen. Der arme Anton ist zu bedauern.“

Beck wußte, wo er den alten Baumann zu suchen hatte. Er ging dem gelben Schimmer eines blühenden Saat-

feldes nach. Der Weg führte ihn zu einem Bienenhause. das sich mit der Rückwand an den hohen mauerartigen Zaun lehnte. Vor dem Hause duftete das Saatbeet. Summend schwärmten die Bienen über dem süßen Schatze, den Vater Baumann hier ausgesäet, um den emsigen Thierchen, seinen Lieblingen, die Arbeit zu erleichtern. Die warme Morgensonne beschien das Feld dieser wundersamen Betriebsamkeit. An dem Eingange einer Fliederlaube saß der alte Bienenvater, in stiller Beschaulichkeit sein kurzes Pfeifchen schmauchend. Er bemerkte nur dann den Gast erst, als dieser vor ihm stand. Beck reichte ihm mit der Frage die Hand:

„Wie geht es Dir, alter Freund?“

„Besser, der Winter hat mir tüchtig zugesetzt. Hier, bei meinen Bienen, in der warmen Luft, lebe ich wieder auf. Der Frühling war gut, hoffe auf einen schönen Sommer und einen gesegneten Herbst. Die vorige Ernte war schlecht . . . Du hast Dich lange nicht bei mir sehen lassen, Beck.“

„Es erging mir wie Dir Freund, auch mir hat der Winter körperliche Beschwerden gebracht. Wir werden allgemach alt . . .“

„Das Alter, das Alter!“ seufzte der Bienenvater.

„Du hast einen hoffnungsvollen Sohn, der Deinen Namen und Dein Geschlecht ehrenvoll fortpflanzt. Was willst Du mehr? Ich habe Anton vorhin gesehen . . . er ist der stattlichste Bursche im ganzen Erlenthale. Du mußt

ihn sich ein braves Mädchen aussuchen lassen, damit eine sorgende Frau in Dein ödes Haus kommt. In unserm Alter bedarf man der Pflege, man wird hinfällig . . ."

„Beck, erlaube mir eine Frage."

„Gern."

„Kommst Du als Freiwerber?"

„Nein!"

„Nun, so laß uns von andern Dingen reden. Setze Dich zu mir auf die Bank; es ist ein prächtiges Plätzchen."

Der Buchhalter ließ sich auf der Bank nieder. Vater Baumann sah düster in den Sand vor seinen Füßen.

„Mir scheint," dachte Beck, „hier ist wenig zu machen. Aber ich will mich nicht abschrecken lassen. Dem alten Manne wird wohl auf irgend eine Weise beizukommen sein."

Baumann war ein kleines zusammengeschrumpftes Männlein von fünf- bis sechsundsechzig Jahren; er sah jedoch älter aus. Unzählige Furchen durchkreuzten sein kleines rundes Gesicht, das mit gelblichem Pergament überzogen zu sein schien. Sein Haupt ward von einem schwarzen Lederkäppchen bedeckt, unter dem sich die schneeweißen Spitzen eines spärlichen Haares hervorstahlen. Trotz des Alters und der körperlichen Leiden, die ihn fast nie verließen, blitzte sein braunes Auge noch hell und scharf. Zwischen den schmalen bläulichen Lippen, die einen eingekniffenen Mund bildeten, zeigten sich einige schwarze Zähne. Der Kleidung nach hätte man den Alten für einen unbemittelten Mann halten mögen. Er trug eine Jacke von grobem

grauen Tuche, die bis an den Hals fest zugeknöpft war. Die spindeldürren Beine staken in Kniehosen von verschossenem grünen Manchester; blauwollene Strümpfe und Schuhe mit großen Messingschnallen vollendeten die längst veraltete Toilette.

Der Bienenvater rauchte und betrachtete das Saatfeld, als ob er sich immer noch allein befände. Von dem Dorfe herüber erklang jetzt das zweite Glockengeläute. Baumann legte seine Pfeife neben sich auf die Bank, nahm das Käppchen in die leise zitternden Hände und blickte wie betend zum blauen Himmel empor. Jetzt sah man, daß sein eckiger Schädel völlig haarlos war. Das Männlein bot einen rührenden Anblick.

„Er betet!" dachte Beck. „Das ist ein gutes Zeichen. Mit dem Alter macht sich das religiöse Gefühl geltend, das in der Brust jedes Sterblichen schlummert. Dieser hier hat Furcht vor dem Tode."

„Amen!" murmelte der Alte.

„Amen!" wiederholte Beck.

„Ich verrichte meine Sonntagsandacht im Freien, da ich die Kirche nicht mehr besuchen kann."

„Recht so! Ein frommes Gebet ist dem Herrn über Leben und Tod angenehm, wo es auch verrichtet werde. Und hier in der herrlichen Natur, wo die Seele ob der überschwänglichen Güte des Schöpfers mit Dank erfüllt wird, betet man doppelt andächtig. Dich hat Gott mit irdischen Gütern reich gesegnet, Baumann . . ."

„Wer sagt das?“ fuhr der Kleine auf.

„Man weiß es.“

„Ich besitze nichts als diesen Ackerhof, der mit Schulden belastet ist. Man hat seine liebe Noth, die hohen Zinsen zu erschwingen. Wie viel bleibt, wenn ich Steuern und Zinsen bezahlt habe? Es geht Null für Null auf. Kommen Hagelschlag, Mißwachs und dergleichen Annehmlichkeiten mehr, dann muß ich schuldig bleiben. Wir haben gesäet, ernten aber Nichts. Was weiß der Fabrikant von den Plagen des Oekonomen. Sage den Leuten, die mich für reich halten, ich sei ein armer Mann. Gott möge mir Glück verleihen und so lange das Leben schenken, bis ich die Schulden bezahlt habe. Ich schließe gern die Augen, wenn ich mir sagen kann: Dein Sohn ist versorgt. So steht es mit mir, Freund Beck, und nicht anders.“

„Baumann, wir sind Jugendfreunde.“

„Ja, das sind wir. Und darum spreche ich mich Dir gegenüber offen aus. Großthun ist meine Sache nicht, das weißt Du. Ich habe klein angefangen, habe es mir sauer werden lassen im Leben . . . Woher soll das Vermögen kommen, das die Leute vermuthen?“

„Von Deiner verstorbenen Frau.“

„Thorheit, die Kleinigkeit ist draufgegangen. Bin hier und dort betrogen . . . ich mag nicht daran denken. Die Galle steigt mir ins Blut. Da kommen die Menschen freundlich und demüthig, schildern ihre Noth unter Thränen und

bitten um ein Darlehen, das sie ehrlich und pünktlich zurückzahlen wollen . . . man gibt es . . . aber bald darauf sieht man, daß man betrogen ist."

„Es gibt auch gute, ehrliche Menschen, die der Hilfe werth sind."

„Mag sein, aber ich kenne keine. Das ist ein unfruchtbares Gespräch. Wollte ich auch helfen, aber ich kann ja nicht, muß das Wenige zusammenhalten, das mir Mühe und Fleiß einbringen. Um Dir einen Beweis zu geben, das nicht Alles Gold ist, was glänzt, folge mir."

„Wohin?"

„Du wirst es sehen."

Vater Baumann zündete seine Pfeife an, nahm den Krückstock, der an der Laube lehnte, stand auf und hinkte durch den Weg des Gartens. Bald deutete er auf einen Baum, dessen Blüthen die Raupen vernichteten, bald zeigte er auf ein Beet, dessen Pflanzen zum Theil verkümmerten. Beck war zwar nicht Oekonom, aber er begriff, daß derartige Schäden sich im besten Jahre herausstellen.

Die beiden Greise erreichten eine Thür in der hohen Hecke, die den Garten umgab. Baumann erschloß und öffnete die Thür. Eine weite Fläche üppiger Saatfelder zeigte sich. Der Oekonom deutete mit dem Stocke auf einen sterilen Plan, der sich weißlich aus den Feldern hervorhob.

„Da wächst nicht für einen Gulden!" rief er. „Anton hat viel Kosten darauf verwendet, die Strecke fruchtbar zu machen . . . Geld, Zeit und Arbeit sind zum Fenster

hinausgeworfen. Ich habe es vorhergesagt; aber die Jungen wollen Alles besser verstehen als die Alten. Wer trägt den Verlust? Ich, der arme Baumann. Die Neuerungen sind mir in den Tod zuwider. Wohin man sieht Schwindel, nichts als Schwindel. Da will mir ein Kommerzienrath mein Gut mit sämmtlichen Ackerstücken abkaufen, um eine Rübenzuckerfabrik hier anzulegen . . ."

„Der Kommerzienrath Balder?" fragte Beck.

„Ich glaube, der Spekulant heißt so."

„Und Du?"

„Ich habe den Mann abgewiesen."

„Hat er ein Gebot gethan?"

„Nein, ich solle nur fordern, meinte er, wir würden schon einig werden. Als ihm rundweg die Hoffnung abschnitt, ging er mit der Bemerkung, ich würde ihm mein Grundstück schon noch anbieten. Der Tropf mag lange warten. Und dafür, daß er nach meinem Tode den Zweck nicht erreicht, ist bestens gesorgt. Der Anton, der allen Neuerungen das Wort redet, will verkaufen."

„Aber wenn Du Deinen Vortheil dabei siehst . . ."

„Ich will nicht!"

„Du hast, wie Du sagst, Schulden auf dem Grundstücke . . ."

Baumann stieß mit dem Stocke auf die Erde und wiederholte, wobei ihm die Augen im Kopfe rollten, mit bebender Stimme:

„Ich will nicht! Mensch," fuhr er plötzlich auf, bist

Du ein Abgesandter jenes Kommerzienrathes? Bist Du gekommen, mich zu bereden? Jedes Wort ist zu viel ... mein Gut bleibt wie es ist. Ich weiß, Ihr da drüben seid auch von dem Schwindel der Neuzeit ergriffen, bauet in's Blaue hinein und laßt Maschinen kommen, die ein sündhaftes Geld kosten ... wollen sehen, wohin es führt, es ist noch nicht aller Tage Abend. Belau hätte das erhalten sollen, was ihm sein Vater hinterlassen hat, dann wäre er klug gewesen und würde heute sorglos leben."

„Was ist das?" dachte bestürzt der Buchhalter, „sollte der Kommerzienrath gesprochen haben?"

Er starrte den kleinen Alten an, der einige vertrocknete Zweige von der Hecke riß und in den Garten warf.

„Freund," sagte Beck, „der Kommerzienrath ist mir nicht minder verhaßt als Dir. Der Mensch will alle Grundstücke unseres gesegneten Thales ankaufen."

Baumann machte eine Miene, die verrieth, daß er schon um die Sache wisse.

„Wollt Ihr," fragte er, „die Mühle hingeben?"

„Nein."

Der Bienenvater stieß ein heiseres Lachen aus.

„Und ich soll mein Gut verkaufen!" fügte er höhnend hinzu. „Seht doch den guten Rath!"

„Du verstehst mich nicht, Baumann."

„O, nur zu gut!" rief der Argwöhnende.

„Sähen wir unseren Vortheil dabei, so würden wir verkaufen."

„Und ich will nicht, wäre es auch mein größter Schade. Böte mir der Kommerzienrath den dreifachen Werth, ich lehnte ab."

„Denke an Deinen Sohn, dem Du ein Vermögen hinterlassen willst."

„Nein!"

„Es bietet sich nicht leicht eine Gelegenheit, rasch einen großen Gewinn zu machen. Fordere eine große Summe . . ."

„Nein!" antwortete entschieden der Alte, der auf den Rasenweg jenseits des Zaunes trat, um die Saat des Feldes genau zu prüfen.

„Seltsam!" dachte der Buchhalter. „Dieser Mann, der an der Oekonomie keinen Gefallen findet, der geizig und habsüchtig ist, der das schmutzigste Geschäft nicht verschmäht, um einen kleinen Gewinn zu erzielen . . . er weist einen vortheilhaften Verkauf ab. Wie soll ich die Weigerung deuten? Entweder klebt er an der Scholle oder er kann über sein Eigenthum nicht nach Willkür verfügen. Wenn das Letztere der Fall, muß ich die Hoffnung aufgeben, hier Hilfe zu finden."

In diesem Augenblicke stieß Baumann einen heiseren Schrei aus. Es ließ sich erkennen, daß er diesen Schrei erfolglos zu unterdrücken bemüht gewesen, daß die Stimme vor Schrecken versagte.

Beck trat rasch in das Freie, um dem Freunde zu Hilfe zu eilen.

Da stand Baumann, zitternd auf seinen Stock ge-

stützt. Vor ihm im hohen Grase, das den Rain bedeckte, saß ein zerlumptes altes Weib.

„Was ist geschehen, Baumann?“

Der Bienenvater antwortete nicht; stumm deutete er auf das Weib, das ihn grinsend ansah. Beck erblickte nun eine scheußliche Fratze.

„Komm zurück in den Garten!“ bat er den Freund.

Das Weib hielt mit der fleischlosen Hand den Stock Baumann's fest.

„Lassen Sie ihn nur, Herr!“ sagte es mit widerlicher Stimme. Dem Bienenvater geschieht kein Leid. Was auch könnte ich ihm thun? Eine alte Frau, die still an den Zäunen hinschleicht, ist nicht gefährlich.“

Baumann konnte sich nicht losreißen, eine magische Gewalt schien ihn zu fesseln. Die Alte sah ihn mit wahren Basiliskenblicken an und dabei lächelte sie wie eine Wahnsinnige. Ihr zahnloser Mund, an den Seiten tief eingekniffen, war widerlich. An dem spitzen Kinn zeigten sich einzelne lange weiße Haare. Die Wangen waren eingefallen, so daß die Backenknochen spitz hervorstanden. Die gerötheten Augen lagen tief unter der schmutzigen Stirn, über die hinweg einzelne Stränge weißer Haare hingen, die sich unter dem nachläßig um den Kopf gewundenen rothen Tuche hervordrängten. Der ganze Kopf war ein Muster von Häßlichkeit, deshalb interessant.

Ein schwarzes Mieder schloß die dürre Brust ein. Ein Friesrock von unbestimmter Farbe bedeckte den übrigen Theil des Körpers. Neben der Alten lag ein Stock und

ein kleines Bündel. Das Letztere bestand aus einem Tuche, durch dessen Löcher man große Stücke Brodes sah. Das Weib war demnach eine Bettlerin. Und diese hatte dem Landmann einen so großen Schrecken eingejagt. Vielleicht auch war er entsetzt vor ihrer Häßlichkeit.

„Eine kleine Gabe an Geld!“ bat die Alte. „Brod habe ich genug, aber keinen Kreuzer Geld.“

„Ich trage Nichts bei mir!“ stammelte endlich Baumann, indem er der Hand des Weibes den Stock entriß.

„Geizhals! Der reiche Bienenvater hat kein Herz für die Armuth.“

„Für Gesindel, das zu Betteln vorgibt und dabei stiehlt. Ich werde den Gendarm holen lassen. Am lieben Sonntage wird man behelligt. Jeder Mund, der sich öffnet, schreit nach Geld. Finde ich das Geld auf der Straße? Geht zu den reichen Leuten, die nur in den Kasten zu greifen brauchen. Ich bin arm, habe nichts, gar nichts.“

Nun war Baumann iu Zorn gerathen. Keuchend wandte er sich ab und wollte der Gartenthür zugehen.

„Bienenvater,“ kreischte die Alte, „Ihr seid ja wieder rüstig auf den Beinen, springt wie ein Lämmlein im grünen Klee. S'ist warmer Frühling, die Sonne scheint prächtig und die Vögel singen. Das gießt Feuer in die alten Adern. Die Zeiten sind gut, man merkt's. Aber sie können bald schlecht werden. Es kommt nicht immer ein Baron, der hilft.“

„Beck, Beck,“ stammelte Baumann, „das Weib ist

betrunken, es spricht Unsinn. Die Bettler sind unverschämt ... hast Du kleine Münze, so leihe mir ... im Hause zahle ich zurück. Aber gib nicht so viel!" rief er leise, als er sah, daß der Buchhalter seine Börse zog.

Beck gab dem Weibe ein kleines Silberstück.

Die Bettlerin betrachtete es. Ihr Gesicht verzog sich zu einem widrigen Lächeln.

„Geizhals, Nimmersatt!" sagte sie verachtend. „Du hast mich erkannt, das verrieth Dein Erschrecken ... und doch missest Du mir so karg die Gabe zu. Soll ich wieder an Dein Krankenbett treten?"

„Ich kenne die Bettlerin nicht... glaube mir, Beck! Aber gib ihr noch eine Kleinigkeit, es ist besser, man kommt in Güte von ihr los. Es ist besser, es ist besser!"

Der Buchhalter gab ein zweites Geldstück.

Baumann zitterte, als ob ein Krampf ihn befallen hätte; er mußte sich an dem Zaune halten.

„Nein, ich bin noch nicht zufrieden, Herr!" sagte das Weib.

„Ihr werdet unverschämt."

„So sieht es aus. Aber fragen Sie nur den Bienenvater, er wird Ihnen sagen, daß ich das Recht habe, viel zu fordern, ich kann doch nicht immer hinter dem Zaune schlafen, kann doch nicht immer betteln ... will auch nicht im freien Felde sterben! Wenn man siebzig Jahre alt ist, muß man an den Tod denken! Bin weit hergekommen, will und kann mich nicht mit einer Lumperei abspeisen lassen.

„Wer seid Ihr, Frau?"

„Beck, Beck!" rief Baumann. „Laß Dich nicht mit dem Weibe ein."

Er brach fast zusammen. Mit Hilfe seines Krückstocks erhielt er sich aufrecht.

„Deinen Arm, Freund, führe mich in das Haus. Ein Schwindel befällt mich, die alte Krankheit kehrt zurück. O, daß ich die Thür öffnen mußte "

„Du wirst mir die Thür Deines Hauses öffnen, Bienenvater!"

„Oh! Oh!" stöhnte Baumann.

„Willst Du das nicht, so kaufe mich ab. Dann gehe ich und kehre nie wieder. Ich suche mir ein Plätzchen, wo ich ruhig sterben kann."

Beck wartete gespannt auf die Antwort seines Freundes, dessen Augen Zornesblicke auf die ruhig im Grase sitzende Alte schleuderten.

„Was forderst Du?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Tausend Gulden, für Dich eine Kleinigkeit, für mich ein unermeßlicher Schatz."

Der Bienenvater lächelte wie ein Sinnverwirrter. Es mußte ihm wohl die Kraft fehlen, einen Laut des Entsetzens auszustoßen. Tausend Gulden mußten dem Geizigen eine Million sein. Und diese Summe forderte eine Bettlerin von ihm, ein zerlumptes altes Weib, das sich kaum noch fortschleppen konnte.

„Ich werde zahlen!" stammelte Baumann.

Die Alte blieb ruhig. Sie fragte:

„Wann?“

„Komm morgen wieder.“

„Kann nicht, ich bin siebzig Jahre alt.“

„Diesen Abend!“ rief Baumann.

„Kann nicht!“ wiederholte beharrlich die Bettlerin. Bin siebzig Jahre alt. Diesen Abend triffst Du mich, Du weißt es, ich brauche Dir den Ort nicht zu nennen. Mit dem Schlage sieben werde ich dort sein .... Bleibst Du aus, so bin ich Deine Freundin nicht mehr. Die Alte muß zum Abschlusse kommen, ehe sie stirbt, vergiß das nicht. Nun gehe in Dein Haus zurück, störe mich nicht, daß ich noch ein Stündchen ruhe.“

Sie ließ das häßliche Haupt auf ihr Bündel sinken und schloß die Augen, als ob sie nun sorglos schlafen wolle.

„Komm,“ sagte Baumann, „führe mich, mein Freund. „Berühre sie nicht.“ rief er hastig, als er sah, daß Beck zu der Bettlerin treten wollte; „sie mag schlafen ... führe mich, die Unterhaltung hat mich krank gemacht.“

Am Arme des Buchhalters betrat er den Garten, dessen Thür er hinter sich schloß. Beide gingen an der Laube vorüber und erreichten das Haus. Hier wollte sich Beck verabschieden.

„Beibe noch, bleibe noch!“ bat der Landwirth. „Nur einige Minuten, ich habe mit Dir zu reden.“

Er trat mit dem Gaste in das Wohnzimmer, das

nach Art der wohlhabenden Landleute jener Gegend eingerichtet war. Reinlichkeit und Ordnung zeigten sich überall; aber nirgends eine Spur von Reichthum. Ein Glasschrank mit der Bibliothek Antons war das einzige städtische Möbel.

In der Mitte des großen, aber niedrigen Zimmers stand ein langer, weißgescheuerter Tisch, an welchem die Knechte und Mägde ihre Mahlzeiten einnehmen. Die Fenster in den dicken Mauern hatten noch jene kleinen runden, in Blei gefaßten Glasscheiben, die man, außer in alten Dorfkirchen, fast nirgends mehr findet. An der Eisenplatte des alten großen Kachelofens, der einem Gebäude glich, las man die Jahreszahl 1763.

Das Holzwerk an den Wänden, theilweise geschnitzt, trug den Charakter jener längst verschwundenen Zeit; es war roh, plump und verblichen. Trotz des hellen Sonnenscheins draußen war das alte Zimmer, das für den denkenden Beschauer etwas Ehrwürdiges hatte, nur matt erhellt. Der Bienenvater, wie er allgemein genannt wurde, paßte ganz zu seiner Umgebung. Wie diese war auch er mit der Zeit durchaus nicht fortgeschritten.

„Komm hierher!“ murmelte er ängstlich und mit matter Stimme.

Er öffnete eine Thür in dem Getäfel der Wand, nachdem er sie zuvor mit einem großen Schlüssel erschlossen, den er mühsam aus der Tasche seiner grauen Jacke geholt.

Beck betrat nun das Heiligthum des Sonderlings, die Schlafkammer. Das einzige Fenster, das nach dem Garten hinausging, war mit starken Eisenstäben vergittert, die, wo sie sich kreuzten, durch plumpe Ringe verbunden wurden. Es war unter der Decke angebracht, wie das Fenster eines Gefängnisses. Ein großes Himmelbett nahm die ganze dem Fenster gegenüber befindliche Wand ein. Vor dem Bette standen eine Holzkiste und ein Stuhl. Die Kiste vertrat die Stelle des Tisches. Neben der Thür hingen einige alte Kleidungsstücke.

Der Bienenvater war erschöpft auf den Stuhl gesunken; er hielt den Krückstock, auf dem er die zitternden Hände gelegt, zwischen den Knieen.

„Beck," sagte er, „Du bist, wenn auch zehn Jahre jünger als ich, mein Jugendfreund. Erinnerst Du Dich noch jener fröhlichen Zeit, in der wir Freundschaft schlossen?"

„Gewiß, Baumann."

„Das ist mir lieb."

„Aber ich muß bekennen, mit einer schmerzlichen Wehmuth, wenn ich Dich heute betrachte. Mann, wie hast Du Dich verändert! Was ist aus Dir geworden?"

„Das Alter, das Alter! Doch lassen wir das . . . auch Du bist nicht mehr derselbe."

„An Körper; aber an Geist und Gemüth bin ich unverändert geblieben. Du machst Dir und Anderen ohne Grund das Leben schwer, meidest den Umgang mit Deinen

Nachbarn und wohnst wie ein Gefangener. Ist diese Kammer ein Aufenthalt für Dich? Du besitzest Mittel . . ."

„Ich besitze Nichts, ich bin arm, ganz arm!" entgegnete hastig und verwirrt der Bienenvater. Hast Du nicht gesehen, wie man mich ausbeutet, wie man mir die sauer gemachten Ersparnisse abzwingt? Das Weib, das furchtbare Weib muß ich befriedigen."

„Wer zwingt Dich dazu? Hast Du der Frau Verpflichtungen zu erfüllen?"

„Das ist ein Geheimniß!" stammelte Baumann mühsam. „Niemand hat bisher erfahren, was Dir ein Zufall gezeigt ... Beck, bei unserer Jugendfreundschaft beschwöre ich Dich, verrathe keinem Menschen, was Du gesehen ... Du kennst die Bettlerin nicht . . . Du wirst sie nicht aufsuchen, nicht fragen. Das Weib ist schlecht und halb verrückt. Es zündet mir das Haus an, wenn ich nicht zahle. Gelobe mir zu schweigen. Der Freund fordert es von dem Freunde."

„Baumann," sagte ernst der Buchhalter, „ich möchte gern beweisen, daß ich Dein wahrer Freund bin; ich glaube selbst, daß ich es bereits bewiesen habe. Du appellirst jetzt an meine Freundschaft, während Du die Deinige so übel bewährst. Was drückt Dich? Was hält Dich ab, ein ruhiges und heiteres Leben zu führen? Sei dankbar gegen Gott, der Dir die Mittel dazu verliehen."

Der Landmann schüttelte bitter lächelnd das alte Haupt.

„Ich kann nicht!" murmelte er. „Ich kann nicht! Laß mich doch bleiben, wie ich bin. Wem schadet es? Meine Bienen haben mich lieber als die Menschen. Die guten Thiere umschwärmen mich, aber sie stechen mich nicht. Die Menschen strecken von allen Seiten habgierig die Hände aus . . . Geld, Geld! schreien sie. Wer kommt, will Geld. Der Eine bittet, der Andere droht, der Dritte schleicht. Beck," fuhr er auf, „antworte mir: willst Du als Freund schweigen oder nicht? Gib mir ohne Hinterhalt Deine Gedanken zu erkennen. Was beabsichtigst Du?"

Des Bienenvaters Gesicht hatte einen erschrecklichen Ausdruck angenommen. Seine linke Hand wühlte auf der hagern Brust, während die rechte sich auf das Bett stützte.

Beck trat erschreckt einen Schritt zurück.

„Mensch, Du bist von Sinnen!"

„Ich weiß, was ich will, und mein Wille ist fest. Du kennst mich . . . ich weiche nicht ein Haarbreit von meinen Vorsätzen ab."

„Baumann, laß uns vernünftig berathen."

„Ich bedarf des Rathes eines Andern nicht."

„Verschmähe den Freund nicht."

„Ich habe keinen Freund."

„Weil Du selbst jede Theilnahme zurückweisest.

„Nun fordere ich kein Versprechen mehr von Dir. Du wirst es doch nicht halten. Geh, sage überall, was Du gesehen, erzähle von dem Bettelweibe, das tausend Gulden fordert, und verleumde den Bienenvater als einen reichen Filz, der sich von seinem Gelde nicht trennen kann. Laß Deiner redseligen Zunge freien Lauf und hetze die Nachbarn auf mich, daß sie bei nächtlicher Weile einbrechen und mich bestehlen. Aber kommt mir ein Wort zu Ohren, merke ich an einer Kleinigkeit, daß Du mich verrathen hast . . . dann stürze ich mich in den Fluß und Alles ist mit mir verschwunden. Dies Gehöft geht in Flammen auf . . . Anton ist ein Bettler.“

„Unsinniger, wohin verirrst Du Dich?“

Baumann streckte die fleischlose Hand aus.

„Schilt mich unsinnig, verstockt, schlecht, nach Belieben . . . ich halte Wort. Zieht mich aus dem Flusse, begrabt mich ohne Sang und Klang hinter dem Zaune des Kirchhofes, wo die Verbrecher und Selbstmörder schlafen . . . mich kümmert's nicht. Mein irdisch Theil mögen die Menschen schänden . . . was ich dem Schöpfer zurückbringe ist rein und makellos.“

Sein Gesicht verzerrte sich zu einem unheimlichen Grinsen; die unzähligen Falten der gelben Haut zeigten sich deutlicher. Trotzdem flößte der kleine Alte mehr Mitleid als Widerwillen ein. Beck glaubte den Schluß ziehen zu können: das Geheimniß, das dieser Mann birgt, ist nicht schlechter Natur, aber eine unheilvolle Macht zwingt ihn,

es zu bewahren. Wenn er außerdem annahm, daß Baumann von einem mächtigen Einflusse geleitet werde, so hatte er Recht. Mit Gewalt ließ sich dem Alten nicht beikommen; es mußten andere Hebel in Bewegung gesetzt werden, um Licht zu erhalten.

„Baumann, beruhe Dich."

„Du kennst nun meinen Entschluß."

„Ich werde ihn ehren, will Dich nicht davon abzubringen suchen."

„Das lohne Dir Gott!"

„Bedarfst Du meiner, so laß mich rufen."

„Ich bedarf keines Menschen; so lange ich athme bin ich mir selbst genug."

„Vergiß Deinen Anton nicht, den braven Sohn, der alles Glückes der Erde würdig ist."

„Ich sorge für ihn so viel ich kann. Vernichtest Du mich, Beck, so vernichtest Du auch Anton, der Dir lieb ist. Du wirst zwei Menschen auf Deinem Gewissen haben, wenn Du mich zur Ausführung des Entschlusses treibst, den ich vorhin ausgesprochen."

„Lebe wohl, Freund!"

„Gott begleite Dich."

Baumann reichte dem Buchhalter die Hand, der sich nun entfernte.

„Der seltsame Mensch!" dachte er, während er über den Hof ging. Den eigentlichen Zweck habe ich zwar nicht erreicht, aber ich kann mit dem Ergebnisse meines Besuches

zufrieden sein. Baumann ist abhängig, sein Leben wird durch eine fremde Kraft bedingt, die er nicht beseitigen kann; wieder seinen Willen werde ich ihm die Unabhängigkeit erringen, deren er bedarf, um über ein Kapital zu verfügen. Ich wüßte nicht, an wen sonst ich mich wenden sollte. Das hohe Alter macht ihn feig, er durchschaut die Verhältnisse nicht klar und weiß die Mittel zur Abhilfe nicht zu finden. Wenn man ihn einschüchterte, wenn man sich seiner als ein Werkzeug bediente . . . ich muß klar sehen, das bin ich Baumann, das bin ich Belau schuldig, den die Geschäftssorgen verzehren."

Am Thore blieb er einige Augenblicke überlegend stehen.

„Ich wage es!" murmelte er.

Er ging um die Gebäude, an dem Gartenzaune hin, bis er die Thür erreichte, die Baumann ihm geöffnet hatte. Die Bettlerin war verschwunden. Keine Spur zeigte sich mehr von ihr. Nachdem Beck rings die Gegend durchspäht, trat er den Rückweg nach der Papiermühle an.

Viertes Kapitel.

Der Kommerzienrath.

Die neue Woche war zur Hälfte verflossen. Der Buchhalter hatte seineu Herrn und Freund getröstet und zur Ausdauer ermahnt. Belau war wirklich ruhiger geworden, mit dem Ernste, den man an ihm kannte, leitete er die Ar-

beiten, beaufsichtigte die Leute ... mit einem Worte, er gab sich der gewohnten Beschäftigung hin. Sein Benehmen verrieth durchaus nicht, daß ihm eine schwere Krisis bevorstand. Einige bedeutende Aufträge, die aus großen Städten eingingen, bestärkten seinen Muth.

„Wir haben noch einige Monate Frist," sagte Beck, „bis dahin beschaffen wir das Kapital."

„Haben Sie schon Aussicht, Freund?"

„Ich habe meine Fühlhörner ausgestreckt ... nur Geduld. Mehrere Briefe sind abgegangen, auf die ich Antwort erwarte."

Auch Belau sprach von Versuchen, die er machen wollte. Beck billigte Alles, machte seinem Grolle gegen die modernen Spekulanten Luft und ermahnte wiederholt zur Ausdauer. Er meinte sogar, daß der Kommerzienrath nur gedroht habe und seinen Plan aufgeben würde, wenn er energischen Widerstand fände. Diese Meinung zu theilen fühlte sich der Papiermüller versucht.

„Meine Mühle nimmt den günstigsten Platz ein, sagte er hoffnungsvoll; die Anlage eines neuen Etablissements wird mit großen Terrainschwierigkeiten verknüpft sein. Will man die große Wiese unterhalb meines Grundstückes ankaufen, die dem alten Baumann gehört ..."

„Beruhigen Sie sich!" fiel der Buchhalter ein. „Baumann wird seinen Grund und Boden nicht abtreten."

„Der geizige, habgierige Mensch!"

„Er wird nicht verkaufen," versicherte Beck.

„Wenn man ihm eine große Summe bietet . . .“

„So wird er sie ablehnen.“

„Wissen Sie das?“

„Ich kenne den seltsamen Menschen zu genau. Die ungeschmälerte Erhaltung seines Besitzthums geht ihm über das Geld. Er klebt mit wunderbarer Zähigkeit an seiner Scholle. So lange er lebt tritt er nicht einen Quadratfuß ab.“

„Gut, gut!“ rief der Papiermüller. „Einen anderen Platz wüßte ich im ganzen Thale nicht. Wenn nur Baumann sich nicht verblenden läßt.“

Beck erzählte, um die Standhaftigkeit des Bienenvaters darzuthun, daß der Kommerzienrath das Gehöft zur Anlegung einer Zuckerfabrik habe kaufen wollen; er verschwieg auch die Aeußerungen des Nachbars nicht.

„Ich habe trotzdem ein Bedenken,“ sagte Belau.

„Was?“

„Die Wiese gehört zu den Grundstücken, welche die verstorbene Frau Baumann hinterlassen hat.“

„Ganz recht.“

„Ueber das Erbe der Mutter kann Anton, der mündig ist, verfügen.“

„Für Anton stehe ich!“ rief der Buchhalter. „Er wird es Ihnen und seinem Vater nicht zu Leide thun . . .“

„Dem strebsamen jungen Manne genügen die beschränkten Verhältnisse nicht; er wird nach Kapital suchen, um seine landwirthschaftlichen Ideen zu verwirklichen. Vor

einiger Zeit habe ich ihn gesprochen ... er bedauerte, daß seine Thätigkeit durch verschiedene Umstände gehemmt sei. Kein Vernünftiger wird es ihm verargen, wenn er sich den Thorheiten seines Vaters endlich entzieht und als selbstständiger Landwirth zu arbeiten beginnt. Der Verkauf der Wiese trägt ihm eine Summe ein, mit der er eine größere Pachtung übernehmen kann. Weist er die Gelegenheit von der Hand, sie bietet sich ihm nicht zum zweiten Male. Nur ein Fabrikant kann das Grundstück theuer bezahlen; für den Landwirth hat es keinen Werth! Beck, dieser Umstand macht mir doch Sorgen."

„Nein!" rief der Buchhalter.

„Wir verlangen ein Opfer von dem jungen Manne, das er weder hinreichende Gründe hat zu bringen, noch überhaupt bringen kann."

Beck glaubte seinen Chef auch über diesen Punkt beruhigen zu müssen. Er theilte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Liebe Antons zu Hedwig mit und Hedwigs Ansichten über Anton. Belau war freudig erstaunt.

„Ich schätze den jungen Mann!" rief er aus. „Wenn Hedwig ihn gern hat, so mag er sich um sie bewerben ... ich weise ihn nicht ab."

„Und Hedwig nimmt ihn an!" versicherte der Buchhalter. „Anton ist gebildet, von Herzen gut und ein hübscher Junge. Wenn ich beide vor dem Altare gesehen, habe ich keinen Wunsch weiter. Nun, Herr Belau, überlassen Sie

mir das Ordnen dieser Angelegenheit ... den Anfang habe ich schon gemacht."

Der Papiermüller drückte seinem treuen Diener die Hand und ging doppelt getröstet an die Arbeit. Aber er dachte doch:

„Wenn nur Hedwig, die eine feine Bildung genossen, den Anton so recht innig lieben kann . . . ich möchte sie nicht zu einer Ehe gezwungen sehen, die mein einziges Kind nicht ganz glücklich macht. Das Ziel meiner Thätigkeit, meines Lebens war ja nur das Glück Hedwigs. Nein, ich zwinge Sie nicht und darum soll sie auch meine Sorgen nicht kennen lernen."

Den folgenden Morgen wollte Hedwig, nachdem sie die Hausgeschäfte besorgt, in den Garten gehen. Sie hoffte einen Brief von Karl an dem bewußten Orte zu finden. Da fuhr eine glänzende Equipage in den Hof der Mühle. Der Livreebediente sprang vom Bocke, öffnete behende den Schlag und ließ einen großen, stattlichen Herrn aussteigen, der sich mit der Frage an das junge Mädchen wandte:

„Wo ist Herr Belau, der Besitzer dieser Mühle, zu treffen?"

„Mein Vater befindet sich eben jetzt in dem Wohnzimmer."

„Fräulein Belau hat wohl die Güte, den Kommerzienrath Balder zu dem Vater zu führen."

„Gern, mein Herr! Ich bitte, folgen Sie mir!"

Die arme Hedwig konnte kaum ihre Bestürzung ver-

bergen. Sie führte den Vater Karls, den Mann mit den strengen Mienen, der so stolz auf sie herabsah, in das Haus In welcher Absicht konnte er kommen? Mit Entsetzen gedachte sie der Mittheilungen Becks über den Stand der Geschäfte des Vaters. Zitternd öffnete sie die Thür, um den stolzen Herrn in das Wohnzimmer treten zu lassen, wo Belau, seiner Gewohnheit gemäß, nach dem Frühstücke die Morgenpfeife rauchte. Der Papiermüller kannte den Geldmann schon längst; er war ja der Schuldner desselben Darum setzte er seine Pfeife in das Fenster und grüßte artig, aber mit einem bitteren Gefühle, das Hedwig, die scharf beobachtete, deutlich in seinen Zügen las.

„Laß uns allein, mein Kind!"

Hedwig verneigte sich graziös und verließ das Zimmer. Sie eilte in den Garten, weil sie voraussetzte, Karl gebe in seinem Briefe Andeutungen über den Besuch des Vaters.

Der Kommerzienrath hatte Hut und Handschuhe abgelegt. Jetzt sah man seine hohe, eckige Stirn, die weit in das stark ergraute Haar zurücktrat. An seinen fleischigen Fingern glänzten kostbare Ringe. Seinen Kopf konnte man schön nennen. War das Gesicht auch stark, das Kinn fett und rund, so lag doch in den großen, stechenden Augen, in der leicht gebogenen Nase und in dem schön geformten Munde ein Etwas, verbunden mit der großen, stattlichen Körpergestalt, das imponirte. In dem Kopfloche seines schwarzen Fracks schimmerte ein Ordensbändchen; er

hatte sich einmal um die Schatulle eines kleinen Fürsten verdient gemacht. Die feinste weiße Wäsche schmückte die breite Brust des Bankiers. Auf dem Busenstreifen glänzten Diamantknöpfe. Eine schwere Goldkette hing über die schwarze Sammtweste herab.

Belau bot dem Gaste das Sopha an; er selbst ließ sich bescheiden auf einem Stuhle nieder.

„Ich habe Ihnen durch Ihren Rechtsanwalt in der Stadt einen Antrag stellen lassen, den Sie mir bis jetzt nicht beantwortet haben," begann ernst der Bankier.

„Weil ich noch zu keinem Entschlusse gelangt war," entgegnete eben so ernst der Papiermüller.

„Ihnen zu zeigen, daß ich Sie schätze, bin ich heute selbst gekommen . . ."

„Viel Ehre für mich, Herr Kommerzienrath."

„Um anzufragen, wozu Sie sich entschlossen haben."

„So ist es mir doppelt lieb, daß ich seit gestern meinen Entschluß festgestellt."

„Und dieser ist."

„Daß ich mein Grundstück behalte.

Der Kommerzienrath hatte eine Prise aus seiner zierlichen goldenen Tabatiere genommen.

„Unwiderruflich?" fragte er dann.

„Ja, mein Herr!"

Balder roch noch einmal in die Dose und behielt sie spielend zwischen den Fingern.

„Herr Belau, ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie schätze. Weisen Sie meinen Antrag nicht ohne Weiteres von der Hand . . . Sie könnten es bereuen. Haben Sie auch reiflich überlegt?“

„Reiflich, wie es der Ernst der Sache erfordert.“

„Den Umstand haben Sie wohl nicht im Auge gehabt, daß Sie sich in einen schweren Kampf einlassen?“

„Jeder Mensch muß kämpfen, wenn er durch's Leben will. Ich bin auf Alles gefaßt.“

„Doch wohl nicht so ganz,“ meinte lächelnd der Bankier. „Sie schlagen Ihren Gegner zu gering an.“

„Ich will nicht fürchten, Herr Kommerzienrath, daß Sie, der Sie mich zu schätzen die Güte haben, sich mir als Gegner zeigen werden. Ich wüßte auch wahrlich keinen Grund . . .“

„Diese Aeußerung beweist, daß Sie die Verhältnisse nicht kennen. Ich setzte dies gleich voraus, als ich Ihre ablehnende Antwort vernahm. Hören Sie mich ruhig an. Doch zuvor verwahre ich mich gegen den Anschein, als ob ich Sie überreden wollte . . . es liegt dies eben so wenig in meiner Absicht, als es nothwendig ist, da der Plan, den ich verfolge, auch dann ausgeführt wird, wenn Sie Ihren Entschluß nicht aufgeben. Ich möchte Ihnen nur eine richtige Ansicht von den Verhältnissen beibringen. Sie verschmähen also die Gelegenheit sich die Mittel zu verschaffen, Ihre alten Tage in Ruhe zu verleben?“

„Weil ich noch rüstig bin und arbeiten kann, ja.“

„Die Aktiengesellschaft, zu deren Vorstande ich gehöre, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Industrie im Allgemeinen zu heben. In dem Erlathale will sie eine großartige Papierfabrik errichten, da das Wasser des Flusses sich vorzüglich dazu eignet. Wir werden mit einer Million arbeiten. Ein so gewichtiges Kapital muß den einzelnen Mann niederschmettern, der in der Lage ist Konkurrenz von uns zu erhalten. Sie leiden also zunächst darunter. Das konnte, das wollte ich nicht dulden. Darum ließ ich Ihnen den Antrag zugehen, um Sie schadlos zu halten. Sie weisen mich ab. Ich habe gethan was ich konnte . . .

Nun beginnt die Arbeit. Wir kaufen in dieser Gegend ein entsprechendes Areal und legen die nöthigen Gebäude an. Da es an Geld nicht mangelt, so kaufen wir in England die besten Maschinen, engagiren die tüchtigsten Köpfe und arbeiten mit den neuesten Erfindungen, die es uns gestatten, unsere Fabrikate nicht nur besser, sondern auch billiger zu liefern als Sie, der Privatmann. Berechnen Sie die Folgen, Herr Belau! Ihre ganze Kundschaft wird sich uns zuwenden, denn jeder kauft gern gut und billig. Können Sie mit uns Schritt halten. Nein. Ihre Maschinen, obgleich vor einigen Jahren erst angelegt, sind veraltet und... noch nicht bezahlt. Sie verzeihen mir," fügte der Kommerzienrath artig hinzu, als er sah, daß der Meister zusammenzuckte . . . „ich spreche als Ihr Freund, der es aufrichtig mit Ihnen meint. Es ist Ihnen schwer geworden, die Zinsen des von mir geliehenen Kapitals zu zahlen . . .

wie soll es werden, wenn Sie billiger verkaufen müssen? Geben Sie gutem Rathe Gehör und verkaufen Sie Ihr Grundstück ... ich vermittle Ihnen einen respektablen Preis."

Meister Belau schob die Hand in die Brustöffnung der Weste, als ob er eine heftige Aufwallung des Blutes unterdrücken wollte. Mit gewaltsam angeeigneter Ruhe fragte er:

„Was nennen Sie einen respektablen Preis?"

Der Bankier roch wieder in seine Dose.

„Ich biete Ihnen sechszigtausend Thaler."

Der Meister wiegte bitter lächelnd das Haupt.

„Wie respektabel!" murmelte er dabei.

„Die Hälfte davon bleibt Ihnen als Kapital, von dessen Zinsen Sie gemächlich leben können."

„O natürlich, natürlich!"

„Sachverständige sind der Meinung, daß Ihre Mühle kaum einen Werth von fünfzigtausend Thaler hat."

„Genug, Herr Kommerzienrath!" rief der Müller. „Nun hören Sie auch mich."

Balder zog seine goldene, mit Brillanten eingefaßte Uhr, als ob er andeuten wollte, die Zeit sei ihm kostbar. Meister Belau kümmerte sich um diese Demonstration nicht. Er begann:

„Wie anders sprachen Sie, Herr Kommerzienrath, als Sie mir Ihr Kapital anboten? Da war ich ein intelligenter, ein strebsamer, ehrbarer Mann, der die Achtung

und Unterstützung seiner Nebenmenschen verdiente. Da wollten Sie mich anspornen, weil ich es noch zu Großem bringen, weil ich mich der Welt höchst nützlich machen könnte. Da gab es keinen Papiermüller im ganzen Lande, der mir zur Seite zu stellen wäre. Wozu soll ich Ihnen Dinge wiederholen, die Sie noch wissen werden ... O, hätte ich Ihr Geld nicht angenommen, wäre ich der schlichte Papiermüller geblieben, der ich war, ich würde heute ein schuldenfreier Mann sein. Damals, Herr Kommerzienrath, legten Sie die Schlinge, die mich jetzt erwürgen soll!"

„Meister Belau!"

„Habe ich Ihnen die Zinsen nicht pünktlich bezahlt?"

„Ja!"

„Zahle ich nicht hohe Zinsen?"

„Mir genügen sie."

„Warum kündigen Sie mir das Kapital?"

„Weil es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht mehr sicher ist."

„Und diese Verhältnisse haben Sie herbeigeführt!" rief Belau, seinen Platz verlassend. Schon vor Jahren haben Sie gewußt, daß es so kommen würde. O, sprechen sie nicht mehr, daß Sie es gut mit mir meinen ... Sie sind nicht mein Freund, Sie sind mein ärgster Feind! Durch List wollen Sie mich von der Scholle treiben, auf der meine Eltern gelebt und gearbeitet haben, auf der ich geboren bin, auf der ich manche Freude gehabt, aber auch

manches Leid erduldet habe. Jeder Fleck Erde, jeder Winkel wird mir durch die Erinnerung geheiligt. Schon damals, als ich das alte Mühlengebäude abreißen ließ, um mit Ihrem Gelde Maschinen zu errichten, habe ich mit nassen Augen das mir lieb gewordene Dach verschwinden sehen. Mein Herz würde zerspringen, müßte ich ganz das Haus der Eltern verlassen. Und darum bleibe ich, darum biete ich dem Kampfe die Stirn, den Sie mit Ihrer Million eröffnen. Ich arbeite fort und entständen ein Dutzend Fabriken in unserem Thale. Wenn Sie auf den Vermögenstrümmern des schlichten Mannes die Anstalten erbauen wollen, die zur Hebung der Industrie bestimmt sind, so verbreiten Sie nicht Segen, sondern Verderben. O, ich durchschaue Sie, mein Herr! Nicht um der Welt zu nützen, erbauen Sie Fabriken, sondern um ihren Beutel zu füllen. Das Geld ist in Ihrer Hand nicht ein Segen, sondern ein Fluch. Wohlan, mein Herr, der schlichte Mann, der sich bisher ehrlich durch das mühsame Leben geschlagen hat, nimmt den Kampf mit dem Spekulanten an. Ich appellire nicht an Ihre Großmuth, ich ermahne Sie nicht, als braver Mann und als Christ zu handeln . . . aber ich vertraue auf den gerechten Gott, der den Frevler, und wäre er die Schlauheit selbst, gebührend bestraft. Die liebe Sonne, die unser Herrgott jeden Morgen aufgehen läßt, bescheint Würdige und Unwürdige . . . ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, Herr Kommerzienrath!"

Der Meister, der am ganzen Körper bebte und im

Gesichte bleich geworden war, trat zu dem Fenster. Balder stand auf und ergriff Hut und Handschuhe.

„Sie sind zu erregt,“ sagte er kalt. „Ich nenne den einen Thoren, der verblendet am Alten klebt und sich den Fortschritten der Zeit eigensinnig entgegenstellt. Man kann sich nicht wundern, wenn er durch die Konkurrenz erdrückt wird.“

Belau fuhr von Neuem auf.

„Was nennen Sie Konkurrenz, mein Herr? Mit diesem schönen Namen bemäntelt man jetzt Manches, was der Brave zu dem Verächtlichen zählt. Sie, der Kaufmann, der Bankier, der nur Zahlen schreibt und Papiere und Geldsorten durch die Lupe betrachtet, Sie wollen Fabriken anlegen?“

„Lassen wir das!“

„Ich muß mich aussprechen.“

„Und ich gebe Ihnen drei Tage Frist. Bis dahin halte ich mich an mein Gebot gebunden. Sie kennen mein Landhaus . . . erhalte ich keine Nachricht von Ihnen, so unternehme ich die ersten Schritte zu Ihrem Verderben, das sie selbst gewollt. Statt daß sie bei gutem Willen als ein wohlhabender Mann die Mühle verlassen, werden Sie, wenn sie eigensinnig beharren, als ein Bettler abziehen.“

„Nun zeigen Sie sich, der Sie mit einem Orden dekorirt sind, in Ihrer ganzen Größe!“

Der Kommerzienrath biß leicht die Lippen zusammen, ehe er antwortete:

„Niemand als ich wird auf die Mühle bieten, da das Projekt der Aktionäre bereits bekannt ist. Die Summe von sechzigtausend Thalern wird auf dreißigtausend reduzirt werden ... glauben Sie mir, ich werde Meistbietender bleiben und ein gutes Geschäft machen. Sie wollen es so!

Er verließ das Zimmer ohne zu grüßen.

Der Papiermüller, zitternd vor Erregung, stand am Fenster und sah, wie der Kommerzienrath von seinem Bedienten ehrfurchtsvoll in den Wagen gehoben wurde, wie die schlanken, glänzenden Rosse spielend davontrabten und die staunenden Arbeiter vor dem großen Herrn, der nachläßig in dem offenen Koupe lag, die Häupter entblößten.

„So ist das Leben!“ dachte der Meister, seinen Groll niederkämpfend. „Dieser Geldmensch hat keinen Begriff von der Papierfabrikation und will mir, der ich grau geworden bin in meinem Geschäfte, Konkurrenz machen. O, das Geld, das verwünschte Geld! Vor dem da zieht man den Hut ... dem Bedrängten gehen die Leute aus dem Wege. Und Großmuth will der Herr Kommerzienrath noch üben ... Ehe ich seinen Antrag annehme, will ich untergehen, wenn von anderer Seite nicht Hilfe zu beschaffen ist. Durch diese Unterredung ist der Kampf eingeleitet ... die Parteien haben ihren Standpunkt eingenommen ... der ehrliche Mann steht dem gewissenlosen Spekulanten gegenüber. Ich falle mit Ehren, wenn ich fallen muß ... Jenem will ich das Stück Brod nicht zu danken haben, das ich nach einem langen Leben voll Mühen und Arbeiten genieße.“

Er ging über den Hof nach dem Komptoir, um seinem Freunde Beck das Ergebniß der Unterredung mitzutheilen. Kaum hatte er das Wohnzimmer verlassen, als Hedwig aus der Kammer eintrat. Sie war bleich, ihre Augen standen voll Thränen. Schluchzend sank sie auf einen Stuhl.

„Heiliger Gott,“ flüsterte sie, „so weit ist es gekommen! Mein Vater, mein armer Vater! Wie stolz, wie kalt, wie herzlos benahm sich der Kommerzienrath. Von ihm ist nichts zu hoffen. Wohin wende ich mich denn? Was beginne ich? So viel ist mir klar geworden: Beck hat Recht, wenn er von mir Hilfe erwartet. Anton ist reich, er wird nicht anstehen, sofort das nöthige Kapital zur Verfügung zu stellen . . . aber Karl, den ich immer noch liebe . . . er kennt vielleicht den Stand der Dinge nicht . . . die Zeit drängt . . . ich will ganz offen mit ihm reden, ehe ich einen andern Entschluß fasse, weitere Schritte unternehme. Mag er entscheiden. Es ist ihm vielleicht möglich, den strengen Vater umzustimmen. Das will ich . . . ach, ich bin es ihm, ich bin es mir schuldig. Diesen Abend wird er kommen; er soll Alles erfahren. Es ist ein Glück, daß ich die Lage meines armen Vaters kennen gelernt habe. Wie furchtbar wäre es, wenn wir Haus und Hof als Bettler verlassen müßten! Diesen Jammer, diese Schmach überlebte der Vater nicht. Kann ich das Unglück abwenden, so geschieht es . . . ich gelobe es feierlich bei dem Andenken an meine gute Mutter!“

Sie suchte nun Zerstreuung in häuslichen Arbeiten.

Nachdem sie den Domestiken die für den Tag erforderlichen Anweisungen ertheilt und in Hof und Küche nach dem Rechten gesehen hatte, nahm sie Hut und Mantille, sagte einer Magd, daß sie den alten Georg besuchen w lle, eilte über den Hof in den Garten und betrat durch dieselbe Thür das Freie, die Abends den Geliebten einließ. Der Weg führte durch ein Birkengehölz, das sich zwischen dem Flußufer und der Hügelkette ausbreitete. Der volle Glanz des heiteren Maitages hatte sich entfaltet. Tie Vögel sangen in ungebundener Lust, die Käfer summten, die Schmetterlinge flatterten und die Frösche schnarrten ihr monotones Lied aus den kleinen Seen empor, die von dem letzten Austreten der Erla noch übrig geblieben waren. Das Herz der Jungfrau, das sonst in Gottes herrlicher Natur aufjauchzte vor Wonne und Lust, war heute bekümmert. Hedwig ging sinnend auf dem schmalen Pfade, der sie nach einer Viertelstunde auf eine Wiese führte, die der Fluß in einer sanften Krümmung durchströmte. Hellgrüne Fußweiden schmückten die Ufer. Es war dies die Wiese Antons, deren Verkauf dem Meister Belau gefährlich werden konnte. Hier hatte die Erla einiges Gefäll; sonst gab es keinen geeigneten Platz zur vortheilhaften Anlegung einer Papierfabrik.

Hedwig eilte über die Wiese und betrat einen der Bergeinschnitte, die sich häufig zeigten. Der Weg war dem ähnlich, auf dem wir den Buchhalter zu Vater Baumann begleiteten. Auch ein Bächlein zeigte sich, das zwischen

engen, dürren Ufern, die mehr einem aufgerissenen Erdspalt glichen, dem Flusse zurieselte.

Die Sonne brannte heiß hernieder. Hedwigs zartes Gesicht ward durch den großen Strohhut, den ein himmelblaues Band schmückte, vor dem sengenden Sonnenstrahle geschützt.

Bald zeigte sich ein Häuschen, das unter einer Erlengruppe wie ein Schwalbennest an der untern Partie des Berges hing. Es war klein, ärmlich, mit rohen Lehmwänden. Der Gibel war dem Bache zugekehrt, der fünfzig Schritte davon vorüberfloß. Hedwig sprang gewandt von einem Ufer zu dem andern und erreichte den niedern Zaun des Gärtchens, der die Hütte umgab.

Am Stamme der stärksten Erle, die Schatten verbreitend auf dem Giebelplatze stand, saß ein alter Mann, der sich mit dem Flechten eines Fischkorbes abmühte. Ja, es machte ihm Mühe, die frischen Gerten zu biegen, denn seine Kraft war nur gering, seine hageren Hände zitterten und von der hohen braunen Stirn rann der Schweiß. Vater Georg trug ein reinliches weißes Hemd und graue Militärhosen, die zwar nicht zerrissen, aber stark abgetragen waren. Ein Kattuntuch vou unbestimmter Farbe umschlang seinen hagern Hals. Ein starker weißer Schnurrbart schmückte das ehrwürdige, faltenreiche Gesicht.

Hedwig sah über den Zaun hinweg.

„Guten Morgen, Vater Georg!"

Der Greis sah überrascht auf.

„Danke, mein liebes Fräulein.“

„Wie freut es mich, daß Sie vollständig genesen sind! Wünsche viel Glück dazu.“

„Bin zum ersten Male heute an der Arbeit . . . es geht freilich noch nicht so recht . . . aber man muß doch den Anfang machen. Fräulein Belau hat so viel an mir gethan . . .“

„Sie mögen noch ruhen, um sich zu kräftigen; ich kann schon noch eine Weile sorgen. Wer so wenig Bedürfnisse hat als Sie . . . arbeiten Sie noch nicht!“

Der Greis stand rasch auf, griff in das offene Fenster seines Häuschens und holte eine Jacke heraus, die er rasch anzog. Aus dem Korbflechter war plötzlich ein Husar geworden. Indem er den grünen Dolman mit gelben Schnüren zuknöpfte, trat er dem Zaune näher und öffnete die Gitterthür.

Hedwig trat ein.

Vater Georg küßte ihr die Hände uud führte sie zu der Bank unter dem Baume

„Daß ich heute noch lebe, verdanke ich nächst Gott Ihnen, mein liebes Fräulein.“

„Lassen wir das!“ sagte sie abwehrend.

„Nein, was wahr ist, muß wahr bleiben. Niemand kümmerte sich um mich, während ich krank lag . . . nur Sie kamen wie ein Engel, saßen oft eiue Stunde lang an meinem Bette, und wenn Sie gingen hinterließen Sie so reiche Geschenke daß ich vor Mangel gesichert war. Wie

anders machten es meine Nachbarn. Es wollte keiner den Invaliden kennen ... Er bekommt ja jährlich zehn Thaler sagten sie, und mit diesem Gelde kann er sich schon pflegen."

„Nun ist's gut, Vater Georg; Sie brauchen nicht mehr das Bett zu hüten und können sich im Freien aufhalten. Aber arbeiten dürfen Sie noch nicht. Hier ist eine Kleinigkeit an Geld ... o so nehmen Sie doch ... verderben Sie mir die Freude nicht, zur vollen Herstellung Ihrer Gesundheit beigetragen zu haben."

Sie drückte ihm das Geld in die harte Hand.

Vater Georg war bis zu Thränen gerührt.

„Wüßte ich nur, wie ich Ihre Liebe gut machen könnte!" rief er aus. „Freilich, ich bin alt und schwach, meine Hände zittern... mir wird wohl nicht viel mehr zu thun bleiben in diesem Leben. Der Tod klopft einmal über Nacht an meine Thür ..."

„Und darum sollen Sie Ihre letzten Tage nicht mit saurer Arbeit verbringen, die außerdem wenig einträgt. Ruhen Sie, lieber Mann, Sie haben in Ihrem Leben genug gethan."

Eine Bäuerin trat hinter dem Hause hervor, ein häßliches Mädchen mit schielenden Augen und flachsblonden Haaren, Sie war noch jung und rüstig.

„Schon zurück, Christine?"

„Ja, Vater Georg."

„Ich bin gelaufen, weil mir angst war ..."

„Angst?“

„Ja.“

„Was hat Dich geängstigt?“

„Ich habe doch einen Thaler, Eure Pension, von dem Amte geholt . . .“

„Ganz recht.“

„Da redet mich dort nnten in der Schlucht ein altes Weib an.. “

Der Invalide mußte lachen.

„Christine,“ rief er, „Du fürchtest Dich vor einem alten Weibe!“

„Wenn ich das viele Geld nicht in der Tasche gehabt hätte! Und Ihr braucht es doch so nothwendig . . . denkt einmal, wenn es mir genommen worden wäre . . .“

Es ist gut. Lege das Geld in den Schrank.“

Christine zögerte.

„Ihr wißt ja noch nicht,“ sagte sie, „was weiter vorgefallen ist. Denkt nur, die Alte saß auf einem Baumstamme und frühstückte. Ich wollte vorübergehen, aber sie rief mich an. Hatte die alte Frau ein schreckliches Gesicht. Sie fragte mich, ob ich in diesem Thale bekannt wäre und wo ich wohnte. Ich weiß selbst nicht wie ich dazu kam, aber ich sagte ihr, daß ich sehr arm wäre und daß ich als Wärterin bei Vater Georg, dem Invaliden, diente. Die Alte sah mich mit ihren funkelnden Katzenaugen groß an. Dann bot sie mir ein Stück Brod und Fleisch, das ich annahm, weil ich Hunger hatte. Nun fragte sie mich, wer

Vater Georg wäre und ob er nicht noch einen Namen hätte. Ich sagte, daß Ihr Georg Roth hießet, daß man Euch aber nur Vater Georg nenne. Da hättet Ihr die Alte sehen müssen . . . Roth, Georg Roth? schrie sie, daß man es weithin hören konnte. Ich sprang zurück. Bleibe, dummes Geschöpf, rief das Weib, ich thue Dir kein Leid an. Wo wohnt Georg Roth? Wirst Du es gleich sagen. Läufst Du mir davon, so lähme ich Dir die Beine, daß Du nicht bis an den nächsten Baum kommst. Ich will wissen, wo Georg Roth wohnt. Mit dem Stocke drohend stand sie auf. Mich aber erfaßte Angst und ich lief davon. Die Beine waren mir schwer, als ob sie gelähmt wären. Als ich in dem Holze war, blieb ich stehen. Da hörte ich das Weib immer noch schreien. Ach Gott, ich konnte kaum den Berg hinankommen . . . mir war, als ob die Hexe mich gelähmt hätte. Und eine Hexe muß es wohl sein, denn sie sieht ganz so aus.

„Mit der werden wir fertig werden!“ sagte stolz der Invalide. Mein alter Karabiner, der gut schießt, ist immer geladen. Du albernes Mädchen, Hexen gibt es nicht, und wenn die Alte, die Dich so erschreckt hat, nicht verrückt ist, so hat sie sich einen Spaß mit Dir gemacht. Gehe in das Haus und koche das Mittagsessen.“

Christine ging.

„Vater Georg,“ sagte Hedwig, „Sie wohnen doch recht einsam hier.“

„O, das ist mir lieb.“

„Sie sollten doch in das Dorf ziehen.“

Der Alte schüttelte seiu weißes Haupt.

„Sehen Sie, mein liebes Fräulen, als ich vor dreißig Jahren in dieses Thal kam, wo ich geboren bin .. da waren alle meine Verwandte gestorben. Ich hatte den Krieg gegen Napoleon mitgemacht und deshalb bekam ich eine Pension.“

„Von zehn Thalern jährlich?“

„Nicht mehr.“

„Das ist sehr wenig.“

„Was sollte ich damit anfangen? Ein Glück, daß mir nicht der linke Arm, sondern das Bein lahm geschossen. ich hätte sonst nicht einmal Körbe flechten können.“

„Armer Mann!“ rief Hedwig bedauernd.

„Ich hatte mir im Dienste meines Herrn, des braven Rittmeisters, hundert Thaler gespart; von diesem Kapitale kaufte ich mir das Plätzchen hier und baute mit eigener Hand die Hütte. Ich bin gelernter Korbmacher ... die ganze Baracke besteht aus Weidengeflecht, das ich mit Lehm überworfen habe. Was sie hier sehen, ist mein schuldenfreies Eigenthum, und das will was sagen.

Hedwig, die ihres Vaters gedachte, mußte unwillkürlich seufzen.

„Ja wohl! Unabhängigkeit von anderen Menschen ist so gut wie ein Kapital.“

„Die Menschen, die Menschen!“ murmelte Georg, als ob er von einer Erinnerung ergriffen wurde. „Als

mein Häuschen fertig war, flocht ich Körbe und verkaufte sie an die Bauern. Kunstvolle Arbeit kann ich nicht liefern aber ich verdiente doch wenn ich gesund war, so viel, daß ich nicht zu hungern brauchte. Da ist mir denn dieses einsame Plätzchen so lieb geworden, daß ich mich nicht nach dem Dorfe sehne. Freilich, als ich krank lag, nichts verdienen konnte, da reichte meine Pension nicht aus . . . aber der Himmel sandte mir in Ihnen . . ."

„Still, Vater Georg!"

„Ich kann nur für Sie beten, liebes Fräulein, und wenn der gerechte Gott auf das Gebet eines alten Mannes hört, wird er Ihnen Glück und Segen verleihen. Ehe ich sterbe . . ."

„Nun ist es gut, ich muß fort. Christine!"

Das Mädchen erschien am Fenster.

„Was befehlen Sie, Fräulein?"

„Du kommst diesen Nachmittag zur Mühle . . ."

„Gern."

„Und bringst einen Korb mit. Bleibe nicht aus, ich schärfe es Dir ein. Und Sie, Vater Georg, machen mir die Freude sich recht zu pflegen. Das sei zugleich der Dank den ich fordere."

Hedwig drückte dem Greise die Hand, und entfernte sich so rasch, daß dieser ihr den Gotteslohn nur nachrufen konnte.

„Geduld, Geduld!" murmelte der Invalide, nachdem er die beiden blanken Thaler betrachtet, die ihm Hedwig ge-

schenkt. „Ich sinne auf Etwas. Hedwig soll nicht leer ausgehen.“

Hedwig trat bald aus der Schlucht auf die Wiese. Eine Gruppe Männer am Flußufer erregte ihre Aufmerksamkeit. Unter ihnen bemerkte sie den Kommerzienrath und Anton Baumannn, die eifrig mit einander sprachen. Der Kommerzierath dentetete mit der Hand auf den Umfang der Wiese, wandte sich an einen Herrn und redete Anton wieder an.

„Man verhandelt wegen des Verkaufs der Wiese!“ dachte bestürzt das junge Mädchen. „Es wird Ernst mit der Anlage der neuen Fabrik. Und Anton bietet die Hand zu dem Verderben meines Vaters.“

Die Männer trennten sich.

Balder und sein Begleiter bestiegen den Wagen, der im Schatten einer Erle hielt. Die Equipage verschwand rasch im Walde.

Anton hatte noch einige Minuten am Ufer des Flusses gestanden, die Arme verschränkt, als ob er nachsinne; daun war er hastig über den grünen Plan gegangen.

Hedwig wußte es so einznrichten, daß sie dem jungen Manne begegnete. Er dankte bestürzt auf den freundlichen Gruß. Sein wettergebräuntes Gesicht erglühte im dunkelsten Roth, während er den grauen Hut verlegen in der Hand hielt.

„Sie haben vornehme Gesellschaft gehabt, Herr Bau-

mann Ich glaube den Kommerzienrath Balder erkannt zu haben."

Anton antwortete mit zuckenden Lippen:

„Er war es ... der Bankier ist so zudringlich, daß man sich seiner nichterwehren kann. Ach, Fräulein Hedwig, es ist ein wahres Unglück, daß diese reichen Städter sich in unserem Thale angesiedelt haben. Sie wollen uns verdrängen und Alles an sich kaufen. Ich möchte nur wissen, was der Bankier mit meiner Wiese will, die sehr wenig Heu liefert. Ein neues Landhaus kann er doch nicht darauf bauen wollen. Da bietet er Geld über Geld ..."

„Ich kann es Ihnen sagen, zu welchem Zwecke die Wiese angekauft werden soll."

„Sie, Fräulein?"

„Und zwar mit Gewißheit."

„Nun?"

„Der Kommerzienrath will eine große Papiermühle anlegen."

„Wir haben ja schon eine, die Ihres Vaters."

„Die Städter kümmern sich nicht darum; sie wollen viel Geld verdienen, gleichviel ob ein ehrlicher Mann darüber zu Grunde geht oder nicht."

Anton starrte das junge Mädchen an.

„Mein Gott," murmelte er, „mir geht ein Licht auf."

„Der Kommerzienrath wollte meinem Vater die Mühle abkaufen."

„Und Ihr Vater?“

„Will sein Eigenthum behalten.“

„Nun soll meine Wiese daran . . .“

„Weil es keinen andern günstigen Punkt gibt.“

„Ganz recht.“

„Hier ist das Gefäll des Wassers stark genug, um große Räder zu treiben.“

„Und dann will der Bankier das Papier billiger liefern . . .“

„Auch meinen Vater stürzen, der nicht mit so großen Kapitalien arbeitet, als die Aktiengesellschaft, an deren Spitze der Bankier steht.“

„Ich kann es nicht glauben!“ rief Anton.

„Glauben Sie es nur . . .“

„Nein, so schlechte Menschen gibt es nicht.“

„Und doch!“ versicherte die zitternde Hedwig. „Die Sucht zu erwerben erstickt jedes bessere Gefühl.“

„Sie setzen zu viel voraus, Fräulein Hedwig.“

„Ich habe die Drohung gehört, die der Kommerzienrath meinem Vater ausgesprochen hat. Wir werden einen schweren Stand bekommen, wenn Sie Ihre Wiese verkaufen.“

Anton zerdrückte fast seinen Hut mit den Händen.

„Fräulein Hedwig, ich muß Sie um Etwas fragen.“

„Fragen Sie.“

„Geschieht Ihnen ein Dienst damit, wenn die Wiese in unserem Besitze bleibt?“

Hedwig senkte die Augen und flüsterte:

„Mein Vater nennt den Verkauf der Wiese ein großes Unglück ... die Konkurrenz, die ihm erwächst, zerstört sein Geschäft ..."

„Es ist gut!" rief der junge Oekonom. „Ich freue mich, daß wir uns hier getroffen haben. Die Wiese nützt uns zwar wenig, aber wir werden sie behalten. Mag mein Vater, der gern Geld nimmt, auch wüthen ... ich behalte das Grundstück, das von meiner Mutter herstammt. Ein Nachbar muß den andern unterstützen, vorzüglich gegen reiche Spekulanten, die durch ihr Kapital Alles zu zwingen glauben. Beunruhigen Sie sich nicht ... die Wiese bleibt bei meinem Ackerhofe und wenn der Bankier eine Million dafür bietet."

„Ich danke Ihnen!" sagte Hedwig bewegt, indem sie ihm die Hand reichte.

Sie fühlte wie Anton zitterte, der mit gesenkten Augen vor ihr stand. Hätte sie ihn geliebt, sie würde es in diesem Augenblicke offen gestanden haben. Anton, der brave Mann, war der reinsten Liebe werth. Aber ihr Herz gehörte schon einem Andern, dem Sohne dessen, gegen den hier ein Bund geschlossen wurde.

Anton begleitete seine Nachbarin bis an die Brücke. Beide waren schweigend nebeneinander gegangen. In dem Augenblicke, als Hedwig dem jungen Manne zum Abschiede die Hand reichte, trat Beck auf die Brücke.

„Gott zum Gruße, Freund Anton!" rief er von

Weitem. „Laßt Euch nicht stören, Kinder, sprecht Euch getrost aus. Es ist gut, recht gut so.“

Der Buchhalter, sich vergnügt die Hände reibend, ging vorüber. Die gut gemeinten Worte des Alten, der alle Verlegenheit schon beseitigt glaubte, setzten die arme Hedwig in eine peinliche Verwirrung.

„Wollen Sie meinen Vater nicht einen Augenblick besuchen? fragte sie.

„Ich komme morgen, übermorgen, in den nächsten Tagen ... mir fällt ein, daß ich rasch nach Hause muß. Der Kommerzienrath hat ohne Zweifel meinen Vater aufgesucht. Ich muß es verhindern, daß irgend eine Verabredung zwischen Beiden getroffen werde. Der Bankier bietet große Summen ... mein schwacher Vater nimmt gern Geld. Ich komme schon, um Ihnen zu sagen, wie es steht. Herr Belau mag nur fest bleiben ... auf unserer Wiese wird keine neue Papierfabrik gebaut.“

Er wollte fort.

„Herr Baumann!“ rief bebend das junge Mädchen. „Kann ich Ihnen noch einen Dienst leisten!“

„Ich stehe bereits so hoch in Ihrer Schuld, daß ich kaum weiß, wie ich mich dankbar zeigen soll. Sie haben mir das Leben gerettet und heute retten Sie den Vater ...“

„Mein Gott, ich erfülle ja nur die Pflicht des Mannes und des Christen,“ unterbrach sie Anton im herzlichen Tone. „Auch Sie würden mir nach Kräften helfen, wenn ich je in die Lage kommen sollte .. “

„Ja, ganz gewiß!“

„Auf Wiedersehen, Fräulein Hedwig.“

Er verschwand zwischen den Stämmen der Birken.

„Braver Mann!“ dachte Hedwig.

Thränen des Schmerzes traten ihr in die Augen. Sie fühlte eine Bangigkeit, als ob sie ein Verbrechen begangen hätte.

„Gebe ich ihm durch mein Benehmen nicht Hoffnung?“ fragte sie sich. „Muß er nicht glauben, daß ich ihm in Liebe zugethan sei? Und doch liebe ich Karl ... wie die Umstände sich seltsam fügen, wie sie drängen und den verhängnißvollen Knoten immer dichter schürzen. Ich täusche Anton, ich täusche den guten Beck ... ach, und es liegt so wenig in meiner Absicht ... ich bin ja nur ein Spielball des Zufalls.

Sie ging über den Hof dem Hause zu. Als sie das Zimmer betrat, saß Meister Belau ernst sinnend im Sorgenstuhle. Er bemerkte die Tochter nicht, die vorüberschlich und Hut und Mantille ablegte. Seine Stirn war finster, seine Augen glühten unheimlich. Das sorgenvolle Haupt senkte sich tief auf die Brust herab. Hedwig weckte ihn aus dem trüben Sinnen empor.

„Ich komme von dem alten Georg, Vater.“

Sie legte ihm die Hand auf die glühende Stirn.

„Ist er todt?“ fragte der Meister.

„Nein. Der alte Mann ist gesund und arbeitet.

Zwar wird es ihm noch sauer; aber er flicht wieder seine Körbe."

Meister Belau sah seiner Tochter in das Gesicht.

„Was ist Dir, Hedwig?" fragte er unruhig. „Deine Augen sind trübe, Du hast geweint."

Sie versuchte zu lächeln.

„Nein, Vater. Ich bin in der Hitze rasch gegangen, um zur rechten Zeit im Hause zu sein. Aber Du bist nicht wie sonst . . . Seit der letzten Reise nach der Stadt ist eine Veränderung mit Dir vorgegangen, die mich für Deine Gesundheit fürchten läßt "

„Man hat seinen Verdruß, mein Kind; heute mehr als gestern . . . das geht so im Geschäftsleben."

„Der Kommerzienrath Balder hat Dich diesen Mor gen besucht . . ."

„Ja, er hat mich besucht!" murmelte der Meister.

Dann stand er auf und ging rasch durch das Zimmer, wie er stets pflegte, wenn er s einen Unmuth bekämpfen wollte.

„Der Mann hat wohl unangenehme Nachrichten gebracht?" wagte sie zu fragen.

„Der Mann, Hedwig, der Mann?" rief der Papiermüller, dessen Augen vor Erregung rollten. „Der Kommerzienrath ist ein . . ."

Der Zorn schloß ihm die bebenden Lippen. Schwankend trat er an das Fenster und sah in den Hof hinaus.

„Heiliger Gott,“ dachte Hedwig, „wie wird das enden!“

Thränen rannen unaufhaltsam über ihre zarten Wangen. Sie hatte geglaubt, ein Wort zur Milderung zu sprechen, und nun traf sie auf das helle Feuer des Zornes.

Ihr fehlte der Muth, die peinliche Stille zu unterbrechen.

Da wandte sich der Vater zurück.

„Hedwig,“ rief er, „Du hast den Kommerzienrath gesehen?“

„Ja.“

„Er ist der Todfeind Deines Vaters!“

„Ich begreife nicht . . .“

„Sollte er noch einmal kommen, weise ihn ab.“

„Hätte ich das gewußt, Vater . . .“

„Ich will ihn nie wieder sehen. Der Anblick dieses Menschen bringt mir den Tod. Nun frage nicht weiter, thue wie ich Dir gesagt und gehe Deinen Geschäften nach.“

Hedwig warf sich an die Brust des Vaters.

„Wie erregt Du bist . . . denke an Deine Gesundheit!“

„O, mein liebes Kind!“ murmelte schmerzlich der Meister, ihr Köpfchen sanft an sich drückend.

„Es gelingt wohl, Vater, den Kommerzienrath mild

zu stimmen . . . ein gutes Wort findet immer eine gute Statt.“

Belau hob stolz das Haupt empor.

„Soll ich an den Mann ein gutes Wort richten? Nie, so lange ich athme, und wenn das Dach dieses Hauses auf mich herabstürzt. Vor einem Schurken beuge ich mich nicht.“

Hedwig zuckte heftig zusammen; aber sie bezwang sich.

„Nein, Vater, so ist das nicht gemeint.“

„Wie anders meinst Du es?“

„Ich kenne die Beleidigung nicht, die Dir der Kommerzienrath zugefügt hat, weiß auch nicht, wodurch er Deine Verachtung sich zugezogen . . . aber ich möchte ihm sagen . . .“

„Du, Du, Hedwig?“

„Vater, sieh mich nicht so fürchterlich an!“ bat zitternd das arme Mädchen. „Ich habe immer gehört, daß die Feindschaft eines reichen Mannes gefährlich ist . . .“

„Willst Du dem Elenden schmeicheln, ihm bittende Worte sagen? Mädchen, mein Vermögen kann ich verlieren, aber meine Ehre nicht! In der Demüthigung der Tochter muß jener tückische Mensch die des Vaters erblicken. Weine nicht, Hedwig, weine nicht. Ich weiß, Du meinst es herzlich gut . . . aber hoffe nichts von dem Kommerzienrathe. Der Kampf, der begonnen hat, kann nur durch mich selbst ausgefochten werden. Sprich kein Wort

mehr davon. Ich habe mich hinreißen lassen, hätte meinen Groll unterdrücken sollen. Von nun an wirst Du mich gefaßt sehen, ruhig, selbst kalt. Besorge den Tisch, wir wollen essen, als ob nichts vorgefallen wäre. Da kommt Beck . . . Sie haben Hunger, alter Freund?"

Der Greis war eingetreten.

„Hunger und Durst, Herr Belau. Und auch Ihnen, so hoffe ich, wird der Appetit nicht fehlen."

Der Meister reichte dem Buchhalter die Hand.

„Ich habe mich vergessen, habe meinem Grolle gegen den Kommerzienrath Luft gemacht. Jetzt ist es vorbei."

„Es wird Alles gut werden!" flüsterte Beck, als er sah, daß Hedwig das Zimmer verlassen hatte. „Ihre Tochter hat Anton Baumann gern."

„Freund, was sagen Sie?"

„Ich habe Beide vorhin gesehen."

„Wenn nur Hedwig nicht ein Opfer bringt!"

„Anton ist ein liebenswerther Mann, auch wenn er arm wäre. Mag sich das Verhältniß der junge Leute ruhig entwickeln . . . wir gelangen auch ohne den alten Baumann zum Ziele, der auf seinen Geldsäcken sitzt wie die Henne auf den Eiern. Daß er seinem Sohne die Einwilligung zur Heirat ertheile, soll meine Sorge sein. Hedwigs Glück ist gemacht, wenn unser Plan nicht scheitert."

Hätten die beiden Alten, die kaufmännisch das Glück eines jungen Mädchens kalkulirten, in Hedwigs Herzen lesen können, sie würden sich nicht ruhig zu Tische gesetzt

haben. Fand die Tochter auch den Groll, den der Vater gegen den Kommerzienrath hegte, natürlich, selbst gerechtfertigt, so mußte sie ihn doch aus Rücksicht auf Karl tief beklagen. Sie fand kein Mittel, eine Aussöhnung herbeizuführen. Schon der Standesunterschied bildete eine kaum zu überwindende Kluft. Was sollte werden, wenn Meister Belau siegreich aus dem Kampfe hervorging, was doch nur mit Hilfe Antons geschehen konnte? Was war in dem entgegengesetzten Falle zu hoffen, wenn der Kommerzienrath seinen Konkurrenten vernichtete? Lächelte die arme Hedwig auch, während sie bei Tische die aufmerksame Hausfrau spielte, an ihrem Herzen nagte ein tiefes Weh, das durch die angeregten Zweifel bezüglich der lauteren Absichten Karl's erhöht ward. Dem großmüthigen Anton mußte sie die höchste Achtung zollen, aber sie konnte ihn nicht lieben ... den Sohn des Bankiers liebte sie .. vielleicht hoffnungslos. Das eigensinnige Schicksal hatte hier ein Drama eingeleitet, dessen Katastrofe für alle betheiligten Personen verhängnißvoll werden mußte.

Fünftes Kapitel.

Vater und Sohn.

Der Abend war gekommen. Hedwig, die ihn mit ängstlich klopfendem Herzen erwartete schlich, in einen dunkeln Sommermantel gehüllt, über den Hof in den Gemüse-

garten, öffnete die Thür neben dem Lusthäuschen und ging dann sinnend durch ihre Blumenbeete. Vor Ueberraschung konnte sie sicher sein, denn Meister Belau und der Buchhalter hatten sich vorgenommen bis gegen zehn Uhr in dem Komptoir zu arbeiten. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß die beiden Männer dann für Niemand sichtbar waren, daß sie selbst die festgesetzte Zeit oft überschritten und sich erst gegen Mitternacht zur Ruhe begaben.

Hedwig fand heute keine Freude an ihren Lieblingen, den Blumen, so würzig sie auch dufteten, so schön sie auch durch die Dämmerung schimmerten. Sie lauschte auf jedes Geräusch, das hier oder dort zufällig entstand. Erschreckt kehrte sie dann zu dem Gartenhause zurück, dessen Thür offen stand. Das Fenster nach dem Wege hinaus war durch den Laden geschlossen.

Die Dämmerung wich dem Abende. Am Himmel flimmerten die Sterne in wunderbarer Klarheit. Der Mond war noch nicht aufgegangen, dieser stille Zeuge mancher Liebesszene, die sich auf Erden abspielt; er verbarg sein glühendes Antlitz noch hinter der waldgekrönten Bergkette, deren höchste Punkte er mit einem matten Feuerscheine färbte.

Karl blieb lange. Die gewöhnliche Zeit seines Kommens war schon vorüber.

Da kreischte leise, ganz leise die Pforte. Hedwig zuckte zusammen.

„Jetzt! Jetzt!“ dachte sie, den Athem anhaltend. „Er will mich überraschen. Das ist ein gutes Zeichen.“

Aber kein Schritt, kein Tritt ließ sich vernehmen.

Es raschelte in der Linde, die mit ihren großen Zweigen das Gartenhaus bedeckte. Nun begann die Nachtigall, die Primadonna des Gartens, in den weichsten, süßesten Tönen ihr Lied zu singen. Schmetterndes Jauchzen wechselte ab mit den wehmüthigsten Klagen. Viele bewundern wohl den unerklärlichen Gesang dieses göttlichen Vogels... aber nur liebende Herzen fühlen und verstehen ihn. Eine unbeschreibliche Sehnsucht ergriff das Herz des armen Mädchens. Es weinte.

„Hedwig!“ rief leise eine Stimme.

„Karl?“

„Ich bin es.“

Ein Arm umschlang sanft ihren bebenden Körper, ein inniger Kuß brannte auf ihren Lippen.

„Du weinst, Hedwig!“ rief bestürzt der junge Mann.

„Nein, nein!“

„Ich fühle Deine Thränen. Täusche mich nicht, Hedwig!“

„Nun ist ja Alles gut!“

Zitternd ruhten Beide Wange an Wange, Brust an Brust. In dieser Umarmung erstarb für Minuten der Jammer des Lebens. Wie klein, wie erbärmlich ist die Welt gegenüber dem Paradiese der Liebe! Hier hatte sich das Wunderreich der jungen Leuten eröffnet. Sie schwelgten stumm in den unbeschreiblichen Genüssen, die es bietet. Es

gibt auch Wonnen, die der Schmerz bereitet. Diese schmecken nur solche, die zum ersten Male lieben. Und dazu sang die Nachtigall, die unermüdliche, in dem frischen Frühlingsgrün der Linde.

Der befriedigten Sehnsucht war der erste Zoll an Thränen gebracht. Hedwig entwand sich sanft den sie umschlingenden Armen und führte den Geliebten in das Häuschen. Die Gewalt des realen Lebens drängte sich in die Poesie der Liebe. Hedwig, von Zweifeln geängstigt, erzählte die Unterredung des Kommerzienrathes mit ihrem Vater, die sie in ihrer Kammer belauscht hatte.

„Dachte ich es doch!“ murmelte Karl bestürzt.

„Hast Du darum gewußt?“

„Nein. Aber das etwas im Werke ist, hat mir geahnt. Die Mitleidenschaft Deines Vaters hätte ich nicht für möglich gehalten.“

Karl hatte diese Worte mehr bestürzt als schmerzlich gesprochen. Er kannte die Energie, den unbeugsamen Willen seines Vaters, wenn es sich um Unternehmungen handelte, von denen er sich Ehre und Gewinn versprach.

„Die Väter sind die erbittertsten Feinde!“ flüsterte Hedwig.

„Des Geldes, des leidigen Geldes wegen. Diese Nachricht zerstört mir einen Plan ...“

„Welchen Plan?“

„Deinem Vater in unserem Bankhause einen Kredit zu eröffnen.“

Karl, ich hatte wohl Recht, unsere Liebe ferner noch als ein Geheimniß zu bewahren. Was wird, was kann geschehen? Welche Hoffnung bleibt uns?"

„Was mir bleibt, magst Du erfahren . . ."

„Sprich nicht voreilig!" bat sie bebend die Hände wie zum Gebete erhoben, als sie die kalte Ruhe des Geliebten bemerkte.

„Sieh', Hedwig, die Liebe zu Dir wurzelt so tief in meinem Herzen, daß ich sterben würde, wenn man mich von Dir trennen wollte. Mag der Bankier Balder ein Krösus werden, mag man ihn mit Ehrenbezeugungen und Orden überschütten ... sein Sohn würde dahin siechen wie eine kranke Pflanze in dürrem Boden. Der Glanz der Erde reizt mich nicht; ich finde mein Glück in der Liebe zu Dir, sonst nirgends. Wäre ich Spekulant, so würde ich auf Umwegen, durch List und Ränke die Berechnungen meines Vaters zu paralisiren suchen... ich kann es nicht, Verstellung ist mir fremd und verhaßt..."

„Karl! Karl!" schluchzte Hedwig.

„Darum will ich ein offenes Wort zu dem Vater sprechen, will ihm sagen, was ich fühle und denke . . . und betäubt die Stimme des Negozianten die Regungen des Vaterherzens, dann erachte ich mich der Pflichten ledig . . ."

„Um Gotteswillen, Karl, bedenke was Du thust."

„Ich lasse nicht von Dir, Hedwig, ich kann es nicht."

„Der Vater steht Dir näher."

„Der Vater der den Sohn verleugnet?"



„Er bleibt immer Dein Vater.“

„Aber Du bist auch mein geliebtes Mädchen, meine Braut. Ich habe Dir treue Liebe geschworen bis in das Grab. Wer will mich zwingen, den Eid zu brechen? Keine Macht der Erde wird es vermögen ... Gelingt es mir nicht, dem Verderben Deines Vaters vorzubeugen, dann, Hedwig, schließe ich mich Deiner Familie an ... ich weiche zurück vor der Geldgier des Kommerzienraths und ziehe mit Dir aus Hof und Haus. Meister Belau, der strebsame Mann, wird den Bund, den seine Tochter mit mir geschlossen segnen ... wir beginnen von neuem ... ich kann und will arbeiten ... meinst Du, ich sei ohne Fähigkeiten? Was der Vater Dir entreißt, ersetze ich, der Sohn, Dir durch Fleiß und Ausdauer. Ich stehe zu Dir, so lange ich athme. Wie kann meine Wahl denn auch schwanken zwischen Dir und dem Mammon? Eine bescheidene Existenz an Deiner Seite ist mir der Himmel ... das Leben ohne Dich, und wäre es ein fürstliches, die Hölle.“

Er war vor ihr niedergesunken und legte sein heißes Gesicht auf ihre Hände.

„Karl, Karl!“ flüsterte Hedwig. „Du bist brav und gut, und darum liebe ich Dich mit aller Kraft meines Herzens ... aber vergiß Deine Eltern nicht.“

„Kannst Du von mir lassen, wenn es Dein Vater befiehlt!“

„Heiliger Gott!“

„Antworte mir!“

„Daran habe ich noch nicht gedacht.“

„Antworte mir, Hedwig, antworte mir!“

„Du weißt, daß ich Dich liebe . . .“

„Wenn der Haß Deines Vaters uns trennen will . . . was wirst Du thun?“

„Ich hoffe auf einen guten Verlauf der Dinge!“ flüsterte angstvoll Hedwig.

Karl preßte ihre Hände an sein Herz.

„Nein, ich will den Kampf zwischen Liebe und Pflicht in Deinem Herzem nicht entzünden. Gott wird es fügen, daß Du eine gehorsame Tochter bleiben kannst, ohne mir Deine Liebe zu entziehen.“

„Dank, Dank, mein lieber Freund! Versuche Du Dein Heil, ich werde das meinige versuchen.“

„Nun gute Nacht, Hedwig.“

„Willst Du schon fort?“

„Man soll mich zu Hause nicht vermissen. Auch hoffe ich, diesen Abend noch Kenntniß von dem wahren Stande der Dinge zu erhalten.“

„Auf morgen denn!“

Er zog sie in die Thür und sah ihr in das schöne Gesicht das vom Monde beleuchtet ward.

„Hedwig, morgen Abend kann ich dem Zuge meines Herzens nicht folgen.“

„Was hält Dich ab?“ fragte sie traurig.

„Die Klugheit räth mir, meine Familie zu der Baronesse von Hirtenkron zu begleiten einer Freundin meiner Schwester.“

„Die Wittwe, die jenes glänzende Landhaus bewohnt?"

„Dieselbe."

„Und wann kömmst Du?"

„Uebermorgen. Vielleicht kann ich Dir dann gute Nachricht bringen. Mein Vater liebt mich; er hört wohl auf meine Vorstellungen. Sei guten Muthes, liebe Hedwig; das Wetter, das von Fern schwarz und schwer scheint, kommt oft als eine milde Regenwolke heran ... Und wenn es tobt, kann es unsere treue Liebe erschüttern?"

Sie lag an seinem Halse.

„Mein Gebet begleitet Dich, Karl!"

„Beruhige Deinen Vater!"

„Gute Nacht!"

„Weine nicht, Hedwig, weine nicht! Bleibst Du mir treu?" flüsterte er ganz leise.

„Ach, ich kann ja nicht anders."

„Du herrliches Mädchen!"

Die Angst preßte ihr die Worte heraus:

„Wenn Du gezwungen würdest mich zu täuschen ... Karl, verzeihe mir die Zweifel, die mein Herz zerreißen, seit ich weiß, daß ich arm, ganz arm bin ..."

„Bin ich denn reicher als Du? Hedwig, noch einmal schwöre ich Dir ..."

„Schwöre nicht!" rief sie hastig. „Nun gute Nacht!"

Nach einem langen, innigen Kusse trennten sie sich.

Karl eilte über die Brücke der Villa zu, deren erleuchtete Fenster durch die laue Nacht schimmerten.

Hedwig schloß die Gartenthür.

Als sie über den Hof ging sah sie noch Licht in dem Komptoir.

„Mein armer Vater müht sich ab!" dachte sie. „Ach es ist doch recht traurig. Und wie glücklich könnten wir sein, wenn die Spekulation die Leidenschaften der Menschen nicht aufstachelte."

Sie betrat das Wohnzimmer. Ueber Karls redliche Absichten hegte sie keinen Zweifel mehr, eine Art Ruhe kehrte in ihr Gemüth ein, die nur durch den Gedanken an den redlichen Anton beeinträchtigt ward.

„Was er wohl beginnt," fragte sie sich seufzend, „wenn er meine Liebe zu Karl erfährt? Es ist ein Frevel ihn zu täuschen, ihm die Hoffnug nicht zu zerstören, die ihn antreibt für das Wohl meines Vaters zu sorgen. Armer Anton, auch Dir hat das Schicksal der Dornen viel auf den Lebensweg gestreut . . . und ich kann nichts für Dich thun, muß Dir undankbar erscheinen!"

Anton wußte schon um die Liebe Hedwigs. In stummem Schmerze stand er an dem verschlossenen Fenster des Gartenhäuschens, wo er die Unterredung die Liebenden belauscht hatte.

„Sie liebt den Sohn dessen, der ihren Vater vernichten will!" murmelte er nach langer Pause. Verdient auch

Karl Balder diese Liebe? Wehe ihm, wenn er Hedwig hintergeht. Und ich, und ich . . ."

Anton verhüllte mit beiden Händen das Gesicht.

„Nein, ich will nicht weinen!" rief er plötzlich und trat den Weg nach dem väterlichen Hause an. Ich will mein Schicksal wie ein Mann ertragen und wie ein Mann handeln. Was ich gelobt, ehe ich das Herzensgeheimniß Hedwigs erfahren, werde ich halten."

Das Herz mit tiefem Weh erfüllt, ging er durch die Nacht. Als er den Hügel erreicht hatte, auf dem an jenem Sonntagsmorgen der Buchhalter Beck seine Betrachtungen über die Menschen und den Wechsel der irdischen Dinge angestellt, blieb Anton noch einmal stehen. In kurzer Entfernung unter ihm lag die Mühle, deren Rauschen bis zu ihm empordrang. Er sah die Lichter durch die Zweige der Bäume schimmern.

„Sei glücklich, Hedwig!" rief er schmerzlich. „Schlafe in Frieden! Ich wache über Dich. Als ich Dich den Fluthen entriß, schwebte mein Leben in Gefahr . . . wenn ich Dich jetzt schütze, stehe ich auf festem Boden! Schlafe in Frieden."

Er eilte weiter durch den Bergeinschnitt, an dem Teiche hin. Da lag das Gehöft seines Vaters wie ein dunkler Koloß einsam, fast unheimlich. Nirgends regte sich ein Geräusch. Von dem Felde herüber ließ sich das Schlagen einer Wachtel vernehmen. Friedlich schauten die Sterne, diese Augen Gottes, auf die schlummernde Erde

herab. Anton, sonst so empfänglich, empfand die hehre Poesie der herrlichen Mainacht nicht; er schritt sinnend durch die von Obstbäumen gebildete Allee, seine Schöpfung, er schloß die Pforte in dem Thore und trat in den Hof. Aus den beiden Fenstern des Wohnzimmers schimmerte noch Licht.

„Was ist das? sollte mein Vater noch wach sein, der sonst um neun Uhr schon das Bett aufsucht?"

Die beiden Hofhunde, die Wache hielten, kamen heran und leckten ihrem jungen Herrn die Hände.

„Treue Thiere!" murmelte Anton. „Ihr verlaßt mich nicht!"

Er betrat das Haus, dessen Thür er mit einem Schlüssel geöffnet hatte. Alles war still. Die Domestiken hatten längst ihre Lagerstätte aufgesucht. Leise öffnete er die Thür der Wohnstube. Da saß der Bienenvater noch im Lehnstuhle. Vor ihm auf dem Tische brannte die große Zinnlampe. Er las, durch eine große Hornbrille schauend, in der Bibel, anscheinend eifrig und andächtig. Bei dem Kommen des Sohnes legte er die Brille in das große Buch, das er dann schloß.

„Guten Abend, Vater!"

„Danke, mein Sohn."

„Du bist noch wach?"

„Weil ich auf Dich gewartet habe."

„Es thut mir leid, daß ich Dich um die Ruhe bringe."

„Hat Nichts zu sagen. Setze Dich dort auf den Stuhl ich habe mit Dir zu reden.“

Die Schwarzwälder an der braungetäfelten Wand schlug zehn Uhr.

„Gehe zu Bett, Vater!“ bat der Sohn.

„Nein.“

„Es ist schön spät.“

„Thut nichts.“

„Wir können ja morgen mit einander reden. Dein Körper bedarf der Ruhe.“

Vater Baumann hatte sein kurzes Pfeifchen ergriffen und begann zu rauchen. Den brennenden Kienspan, dessen er sich zum Anzünden bedient, dämpfte er ruhig mit seinen knochigen Fingern, die unempfindlich gegen die Flamme zu sein schienen. Dann legte er sich in die mit Juchtenleder beschlagene Rücklehne.

Anton, der wenig Lust zu einer Unterredung hatte, fügte sich dem Unvermeidlichen. Der Alte mußte wohl Wichtiges auf dem Herzen haben, da er die für ihn späte Nachtstunde nicht scheute. Der junge Mann warf seinen Rock ab, zog eine Kattunjacke an und ließ sich auf dem Holzstuhle neben dem Tische nieder. Die Flamme der Zinnlampe war nicht stark genug, das große Zimmer zu erhellen. Der Lichtkreis, den sie verbreitete, ging nicht über den Tisch hinaus Das alte braune Geräth an den Wänden stand im Dunkeln.

„Anton," begann der Alte, „wie steht das Gras auf unserer Wiese an dem Flusse?"

„Wie immer, nicht besser, nicht schlechter. Wir dürfen uns keine Hoffnung machen . . ."

„Das Stück Erde wäre uns demnach unnütz. Es kostet sogar hin und wieder Geld und Arbeit, da wir das Ufer des Flusses erhalten müssen."

„Wie kommst Du heute auf diesen Punkt, Vater?" fragte erstaunt der Sohn.

Der Alte rückte sein Lederkäppchen.

„Weil," antwortete er, „wir die überflüssige Wiese zu einem guten Preise verkaufen können. Es bietet sich nicht bald wieder eine so gute Gelegenheit, vielleicht nie!"

Anton sah den Alten forschend an. Er errieth schon, wer hier die Hand im Spiele hatte.

„Vater, ich möchte nicht verkaufen!"

„Warum?"

„Weil ich einen Plan mit der Wiese habe. Sie wird nach einigen Jahren das beste Futter liefern."

„Thorheit, Thorheit! Deine Neuerungen und Versuche tragen nichts ein. Auch ist die Wiese das einzige Grundstück, das wir jenseits des Berges haben."

„Wer ist der Käufer?" fragte Anton, der klar sehen wollte.

„Der Kommerzienrath Balder, der da drüben das Landhaus bewohnt."

„Ah der! Ich habe mit ihm gesprochen."

„Und was hast Du ihm gesagt?"

„Daß ich nicht verkaufe."

„Er hat zehntausend Thaler geboten . . ."

„Und wenn er hunderttausend Thaler zahlen will, aus dem Handel wird nichts."

Der Alte nahm seine Pfeife aus dem Munde und sah den Sohn mit glühenden Augen an.

„Anton, gilt Dir mein Wort nichts mehr?"

„Vater, Du bist ja sonst so zäh, wenn es gilt ein ein Stück von unserem Besitzthum zu veräußern? wie kommt es, daß Du plötzlich so nachgiebig geworden bist?"

„Weil ich Geld brauche."

„Wozu?"

„Anton, ich sage Dir, ich brauche Geld!" rief bestimmt der Bienenvater.

Er legte entrüstet die Pfeife auf den Tisch. Dann fuhr er, wie stets, wenn er in Zorn gerieth, mit der Hand über das Gesicht, das eine eisige Kälte angenommen hatte.

„Vater," begann Anton nach einer Pause, „ich betreibe die Bewirthschaftung unserer Aecker allein, ich muß demnach wissen, ob ein Verkauf nützlich erscheint oder nicht. Man hat Dich durch eine große Summe gereizt . . . aber höre heute auf meinen Rath und weise den Käufer ab . . ."

„Nein!" rief der Bienenvater.

„Es ist nicht wohlgethan!"

„Ich will Deine Gründe nicht hören. Die Wiese wird verkauft und damit gut!“

Anton blieb immer noch ruhig. Er bat noch einmal, der Vater möge von dem Vorsatze abstehen, möge auch ihm, dem Landwirthe, eine Stimme gönnen, der nicht ohne Ueberlegung handle.

„Mensch,“ zischte der Alte, „ich bleibe fest! Und Du der Sohn, hast zu gehorchen. Morgen schließe ich den Kauf ab . . . übermorgen ist es zu spät.“

„Du wirst nicht abschließen, Vater.“

„Wer will mich hindern?“

„Es ist traurig, daß ich es sagen muß . . .“

„Wer will mich hindern?“ fragte Baumann die Hände auf den Tisch stemmend, der ihn von dem Sohne trennte. Und dabei zitterte seine Stimme vor Erregung.

„Vater,“ sagte Anton schmerzlich, „ich bin kein Knabe mehr, ich sehe die Welt mit den Augen des Mannes an, der Erfahrungen gesammelt hat . . . hier muß ich widersprechen, um einen Akt zu verhindern suchen, der die schlimmsten Folgen nach sich zieht.“

„Was für Folgen?“

„Der Kommerzienrath will eine Papierfabrik auf unserer Wiese bauen . . .“

„Das kümmert uns nicht! Der Berg trennt uns von ihm.“

„Aber Meister Belau wird zu Grunde gehen.“

„Ah, da liegt der Haase im Pfeffer!“ rief der alte

Mann. Also aus Rücksicht auf den hochfahrenden Nachbar sollen wir ein gutes Geschäft abweisen . . . die Menschen sind undankbar, sie vergessen empfangene Wohlthaten und lachen später über die guthmüthigen Tröpfe, die aus Christenpflicht und Nächstenliebe ein gutes Werk vollbracht. Jeder ist sich selbst der Nächste. Was kümmert uns Belau? Kümmert er sich doch nicht um uns. Die Wiese muß fort, und damit gut. Morgen Früh gehst Du zu dem Kommerzienrathe, unterzeichnest den Kontrakt und nimmst die Kaufsumme in Empfang. Sprich kein Wort mehr, füge Dich und sei ein kluger Mensch."

„Ich werde nicht gehen, Vater!" erklärte der Sohn bestimmt. „Die Wiese gehört zum Erbtheile, das mir die Mutter hinterlassen . . . ich allein habe darüber zu verfügen."

„Anton, Anton!" kreischte der Alte.

Dann sank er wie gelähmt in den Stuhl zurück. Das hatte er nicht erwartet.

„Du versagst mir den Gehorsam!" hauchte er matt vor sich hin. „Bin ich Dein Vater nicht mehr? Hast Du vergessen, daß ich Zeit meines Lebens für Dich gesorgt? Elender, undankbarer Mensch!"

Er streckte drohend die geballten Fäuste aus. Die Worte des Vaters schnitten dem armen Anton tief in das Herz; er liebte den Alten, trotz der wunderlichen Schwächen.

„Vater," sagte er bewegt, „laß uns heute offen und

ehrlich als Männer reden und betrachte mich nicht als den unmündigen Knaben, als welchen Du mich bisher behandelt. Daß ich nicht undankbar bin, daß ich Dich achte und ehre, wie es mir als Sohn geziemt, habe ich stets bewiesen. Was Du gewollt, ist geschehen, ich habe mich Dir in allen Dingen, oft in den wunderlichsten, untergeordnet, selbst gegen meine bessere Ueberzeugung. In Bezug auf die Verwaltung der Güter, die Dir gehören, bin ich größtentheils nur Dein Knecht gewesen, und ich behaupte es immer noch: der Reinertrag müßte ein doppelter und dreifacher sein, wenn es nach meinem Willen gegangen wäre. Du hast mir stets entgegengehalten: ich bin der Herr, ich habe zu befehlen! Mache mit dem Erbtheile Deiner Mutter, was Dir beliebt, meine Aecker bleiben wie sie sind! Das hast Du mir oft gesagt, Vater. Jetzt forderst Du, daß ich mein Besitzthum schmälere, weil Du Geld brauchst ... verkaufe von Deinen überflüssigen Aeckern und Du bist am Ziele."

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" murmelte der Bienenvater, der ruhiger geworden war.

„Du bedarfst des Geldes nicht, wirst von Gläubigern nicht gedrückt ... große Kapitale liegen todt in Deinem Kasten ... soll ich dulden, daß Deiner Schwäche, Gold und Silber aufzuhäufen, das Glück des Nachbars geopfert werde? Du sitzest still in Deinen Mauern, kommst kaum über die Grenzen des Gartens hinaus und siehst wenig oder nichts von dem Verkehre der Welt die in den letzten zehn Jahren eine ganz andere geworden ist ... nimm

darum meinen Rath an, den ich nach reiflicher Ueberlegung ausgesprochen. Wüßtest Du, welche Folgen der Verkauf der Wiese hätte, Du würdest nicht eigensinnig darauf beharren. Ich habe die Lage der Dinge überschaut, und darum halte ich es für Pflicht, Dich auf andere Gedanken zu bringen, selbst Widerstand zu leisten, wenn überredende Worte nicht helfen. Glaube mir, Vater, es geht mir durch die Seele, daß ich Deinen Ansichten nicht beipflichten kann. Der Kommerzienrath Balder hat eine glatte Zunge, auch ist er schlau genug, die Wirkung seines Gebotes zu ermessen ... welch eine Verachtung liegt darin, daß jener Mann uns durch Geld zu ködern, daß er uns zu Genossen einer schurkischen Spekulation zu machen sucht! Hätten wir auch keine Rücksichten auf Meister Belau zu nehmen, der sich als braver Industrieller mühsam durch das Leben schlägt, so müßte uns schon der Stolz verbieten, den ehrlosen Verkauf abzuschließen. Zeigt sich der tückische Spekulant noch einmal in unserem Hofe, so hetze ich die Hunde auf ihn."

„Anton!"

„Das ist die rechte Antwort auf die an uns gestellte Zumuthung."

„Mensch, bist Du von Sinnen?"

„Ich rede und handle als rechtlicher Mann, der auf ehrenvolle Weise zu erwerben sucht."

„Demnach wäre ich wohl ein Schuft?" fragte zitternd der Greis.

„Nein; aber ein schwacher Mann bist Du, der sich

von glatten Zungen überreden und durch große Summen verblenden läßt. Darum muß ich reden, muß die Dinge in ihrem wahren Lichte zeigen. Ueberlege meine Worte, Vater, und Du wirst finden, daß ich Recht habe. Nun gehe zur Ruhe; es ist schon spät. Gute Nacht, Vater!"

Der Sohn wollte das Zimmer verlassen.

„Bleibe noch, Anton, bleibe!" rief der Bienenvater in großer Angst

Er erhob sich mühsam aus dem Stuhle und wollte dem Sohne nachgehen. Dieser wandte sich rasch und geleitete den Alten zu seinem Sitze zurück

„Wir müssen uns verständigen, Sohn!" stöhnte Baumann. Die Sache ist gar ernst für Dich und mich. Ich lebe vielleicht nicht lange mehr, die Krankheit im Winter hat mich arg zusammengerüttelt. Und was will ich denn, für wen will ich denn sorgen? Für meinen Anton, für mein einziges Kind. O, ich habe es wohl gemerkt, daß Du Hedwig gern hast . . ."

„Lassen wir das!" rief Anton verwirrt.

„Du hast mit ihr auf der Wiese gesprochen, da wird sie Dich bearbeitet haben . . . bin ich auch alt, bin ich auch nicht mit der Zeit fortgeschritten, so lese ich doch in Deinem Gesichte, daß ich recht habe."

„Gut, Du sollst Recht haben!" antwortete Anton fast ohne es zu wollen.

„Die Tochter des Papiermüllers ist keine Frau für

Dich. Sie hat kein Geld, der Alte steckt bis über die Ohren in Schulden und doch will das Töchterlein hoch hinaus."

„Du warst immer dagegen, Vater, daß ich mich verheirate, und darum habe ich nicht daran gedacht."

„Jetzt bin ich nicht mehr dagegen! Du sollst eine Frau haben . . ."

„Vater, wie kommst Du auf den Gedanken?"

„Sieh, Anton, Du bist nun alt genug, um Dich zu verheiraten . . . ich war noch älter als Du, als ich mir mein Weib nahm . . . ich bin glücklich, recht glücklich gewesen. Du hast eine städtische Bildung, bist kein gewöhnicher Oekonom . . . Denkst Du, ich habe Dich ohne Plan und Zweck auf die landwirthschaftliche Schule geschickt? Nein, das war wohl überlegt. Du solltest ein ganzer Mann werden, und bist es auch geworden zu meiner Freude, zu meiner Herzenslust. Magst mich wohl oft verwünscht haben wenn ich mit Strenge über Dich wachte . . . aber die Zeit war noch nicht gekommen, daß ich Dich in meine Plane einweihen konnte. Jetzt ist diese Zeit gekommen. Sieh, Du hast den Kommerzienrath verdammt, weil er mich überreden wollte . . . Belau läßt Dich durch seine Tochter überreden, daß Du Deine Wiese behältst. Wenn Du nnn gerecht bist, mußt Du auch den Papiermüller und jene Hedwig verdammen, die listig zu Werke gehen. Glaube mir, ich kenne die Menschen. Das Mädchen führt Dich bei der Nase herum, und wenn es am Ziele ist, lacht es Dich aus. Der alte Buchhalter war neulich hier . . . er hat sich lange nicht

bei uns sehen lassen . . . was wollte er? Auf den Strauch klopfen, zusehen wie es steht. Jeder spekulirt auf seine eigene Weise. Wenn sie Dich haben, meinen die Müllersleute, dann ist Alles gut, dann kann der alte Baumann reden, so viel er will, es wird Nichts aus der neuen Papierfabrik. Die hinterlistigen Menschen führen was im Schilde. Aber wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen.“

Der Bienenvater ergriff die Hand des Sohnes und sah zu ihm empor. Sein zahnloser Mund verzog sich zu einem widerlichen Lächeln.

„Sieh, Anton, heute muß ich reden und ich will reden. Ich habe eine Frau für Dich ausgesucht; nicht etwa eine Bäuerin, nein, Du sollst kein Bauernmädchen heiraten . . . Eine feine schöne Dame, gebildet und reich . . . Das ist eine andere Person als die halbschürige Hedwig, die weder auf das Land noch in die Stadt paßt. Du sollst Rittergutsbesitzer werden . . .“

„Vater!“ rief Anton, der den Alten für irrsinnig hielt.

„Nun rathe einmal, wer Deine Braut ist. Du kennst sie, hast sie oft gesehen, hast mir von ihren schönen Pferden erzählt, von ihrem prächtigen Landhause . . . kommst Du noch nicht dahinter, Anton? Vorigen Sommer hast Du sie gesehen . . . Dort liegt ihr Landhaus auf dem Hügel unserer Wiese gegenüber . . . ja, ja, starre mich nur an . . . ich bin heute erst auf dem Boden unseres Hauses gewesen, an dem Dachfenster, von wo aus man durch den

Thaleinschnitt sehen kann . . . da habe ich mich an der Pracht der Villa geweidet, die wie ein Schloß im Sonnenscheine lag. Die Fenster blitzten, der Sandstein schimmerte wie Schnee, die weißen Kleider der Damen auf dem Balkon leuchteten durch das Grün . . ."

„Meinst Du die Villa der Baronesse von Hirtenkron?" fragte Anton verwundert.

„Keine andere."

„Um des Himmels willen, Vater, wie kommst Du auf diesen sonderbaren Gedanken!"

„Natürlich, sehr natürlich."

„Die Baronesse ist Witwe . . ."

„Zu unserm Glücke."

„Wir machen uns lächerlich, Vater. Denke nicht mehr an diese Albernheit."

„Urtheile nicht voreilig," rief der Alte. „Ich weiß, was ich rede. In meinem Kopfe, ist er auch alt, herrscht noch Klarheit . . . Als Malwina sich mit dem alten Baron verheiratete, wußte ich schon, was die Glocke geschlagen hatte. Der lebt nicht lange, sagte ich zu mir, und wenn er stirbt, erbt seine Frau das große Vermögen . . . der Baron hat mehr als eine Million hinterlassen. Sieh Dir die Felder an, die sich dort eine Quadratmeile weit ausdehnen . . . fast alle gehören der Familie Hirtenkron. Der alte Herr hat wacker zusammengescharrt, ich weiß das! Die Bauernhöfe von halben Dörfern gehören ihm, Vorwerke, Holzungen, Kohlengruben und Eisenhämmer . . . das Alles be-

kommst Du; dann kannst Du nach Herzenslust wirthschaften, kannst neue Einrichtungen treffen, brauchst auch gar nicht zu arbeiten, wenn Du willst. Junge, sieh mich nicht so albern an . . . Du heiratest die Baronesse von Hirtenkron und wirst der reichste Mann im Lande. Früher konnte ich nicht darüber sprechen, denn der Baron lebte, und dann kam das Trauerjahr . . . jetzt ist Alles vorüber, Malwina hat ihren freien Willen und Du darfst wissen, daß sie Deine Braut ist. Begreifst Du mich nun? Weißt Du nun, warum ich Dir mit Enterbung gedroht, wenn Du eine Liebelei anfängst und mir eine Frau ins Haus bringst? Die Baronesse von Hirtenkron wird Deine Frau . . ."

Anton schüttelte den Kopf und dachte: „Der arme Mann ist kindisch geworden, ich muß Nachsicht mit ihm haben." Der Bienenvater aber war aufgestanden, zündete die Pfeife an und ging stolz durch das Zimmer.

Es mochte ein neuer Gedanke in ihm aufgestiegen sein.

„Anton," fragte er, „hast Du mich verstanden?"

Der Sohn antwortete wie man einem Irrsinnigen zu antworten pflegt.

„Ja, Vater!"

„O, ich habe für Dich gesorgt wie ein rechtschaffener Vater!" fuhr der Alte mit unheimlichem Lächeln fort. „Das war ein schlauer Plan. Ich habe ganz im Stillen spekulirt, habe bei meinen Bienen gesessen und ruhig abgewartet. Anton, dafür verlange ich nur Eins."

„Was?" fragte mechanisch der junge Mann.

„Verkaufe die Wiese. Thue mirs zu Liebe, Anton! Dann fordere ich Nichts weiter von Dir, komme Dir nie mehr mit einem Anliegen oder mit einer Bitte. Da stehst Du und überlegst noch . . . Fordert Dein alter Vater zu viel, der sein ganzes Leben daran gesetzt hat, Dich glücklich und angesehen zu machen? Im Namen des Himmels, Anton . . ."

Baumann war zitternd in den Lehnstuhl gesunken, Anton wußte, daß er in dem Greise nicht Hoffnungen erwecken durfte die nie in Erfüllung gehen konnten.

„Wozu brauchst Du Geld, wenn mir die Güter des Barons zufallen? Warte bis ich verheiratet bin, dann helfe ich aus."

Der Alte kniff mit den Fingern in seine hageren Kniee. Seine kleinen Augen vergrößerten sich, indem er mit Anstrengung fragte:

„Du willst nicht?"

„Nein, Die Wiese bleibt mein Eigenthum."

„Elender Mensch!" hauchte Baumann, der fast keinen Athem mehr in der Brust hatte. Reize mich nicht zum Zorn, daß mich der Schlag trifft . . . Bringe mich unter die Erde . . ."

Er stützte sich mit beiden Händen auf die Lehne des Stuhles, streckte den magern Hals empor und rief:

„Du willst mich beerben, ich lebe Dir zu lange!"

„Vater!"

„Das ists!“

„Ich schwöre zu Gott, daß ich Dir ein langes, langes Leben wünsche.“

„Lügner!“ rief mit der letzten Kraft der Bienenvater. „Du wirst kein lachender Erbe sein, wenn mir der Tod die Augen schließt. Ich bin arm . . . ganz arm!“

Er sank keuchend zurück und legte das Haupt an den Stuhl. Seine Hände lagen schlaff auf den Lehnen.

Anton stand regungslos vor ihm.

„Das Alter hat ihm den Verstand geschwächt,“ dachte er mitleidig. „Armer Vater, ich kann Dir kein Versprechen geben. Es muß doch wohl etwas vorgegangen sein . . . der Kommerzienrath ist hier gewesen . . . der Gleisner benutzt die Schwäche des Greises . . . durch Vorspiegelungen und Einschüchterung hofft er diesen zu gewinnen . . . o, über die Schandthat! Die Spekulation streckt ihre scheußliche Faust nach ruhigen Familien aus, erfaßt kindische Greise und vernichtet das Band, das Vater und Sohn umschlingt.

Anton sank traurig auf den Holzstuhl. Tausend Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Da regte sich plötzlich der Vater. Er schien sich der Umgebung nicht mehr bewußt zu sein.

„Still, still!“ flüsterte er. „Es regte sich etwas am Fenster . . . das war Geräusch . . . ich habe einen leisen Schlaf . . . die Eisenstäbe und die Ringe sind sicher . . . komm nur heran, Kopf des Diebes . . . meine Kugel zerschmettert Dir das Gehirn!“ flüsterte er mit scheußlichem

Grinsen. Es zeigt sich nichts! Die Diebe haben Furcht vor meinem Schusse, der allemal trifft. Meine Büchse ist gut! Das Gehirn spritzt an die Mauer . . .

Wie von einem heftigen Froste geschüttelt bebte der Bienenvater zusammen. Er drückte die Augen zu, als ob er ein Schreckbild nicht sehen wollte. Nun streckte er die zitternden Hände aus.

„Fort, Fratze, fort! Warum kommst Du mich zu berauben und dann zu morden? Ich habe mich meiner Haut gewehrt . . . da liege unter dem Fußboden und verfaule, Du Raubmörder! Ich bewache heilige Schätze, die ich zurückgeben muß! . . . das ist die Aufgabe meines Lebens . . . Zu den Bienen, ich muß sie fortjagen . . . da gibt es keinen Honig . . . nur Blut, nur Blut! die dummen Insekten . . . laß sie, laß sie doch, sie können nicht sprechen, und das ist ein Glück. Der schwarze Haufe sitzt auf dem zerrissenen Gesichte . . . hui, da fliegt das Bienenvolk! Die Luft wird schwarz . . . fort . . . das Brett darauf . . . nun ist es gut. Ich habe meine Pflicht gethan. Ach, es ist doch recht schwer in diesem Leben . . .

Der Greis murmelte noch einige unverständliche Worte, dann schwieg er. Regungslos lag er da; sein Kopf war tief auf die Brust herabgesunken.

„Was ist das?“ flüsterte Anton entsetzt vor sich hin. „Hat der schwache Geist dieses gräßliche Bild geschaffen, oder ist es eine Erinnerung, die mahnend das Gewissen weckt? Nein, o nein, mein Vater ist kein Verbrecher, wirre

Träume beängstigen ihn. Er fürchtet, daß man ihn beraube. Sprach er nicht von Schätzen, die ihm heilig sind, die er zurückgeben müsse? Vielleicht liegt doch ein Geheimniß seinem seltsamen Treiben zu Grunde, das ihn von den Menschen fern hält. Mein Gott was soll ich davon denken. Die Widersprüche in den Worten und in dem Benehmen des Greises . . ."

Eine neue Erscheinung fesselte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes. Der Bienenvater bemühte sich den Kopf emporzurichten.

„Ich muß mit Anton sprechen." murmelte er dabei. „Die Ungewißheit läßt mir keine Ruhe. O wäre es doch Morgen, daß ich schaffen kann! Die Nacht ist endlos, die Hitze drückend. Der Kopf brennt wie Feuer . . . Anton ist gut, er wird mich durch Nachgiebigkeit unterstützen. Will es einmal mit Güte versuchen, will väterliche Strenge bei Seite lassen. Was ist das?" fuhr er auf. „Lichtschein trifft mein Auge . . . der Morgen bricht wohl an . . ."

Die Uhr schlug, es war wieder eine Stunde verflossen.

Der Greis zählte halblaut jeden Schlag. Nun starrte er den Sohn an, der ruhig am Tische saß.

„Wo bin ich denn?"

„Der Schlaf hatte Dich übermannt, Vater."

„Du hier, Anton?"

„Ich werde Dich zu Bett bringen."

„Noch nicht, bleibe, bleibe . . ."

„Die Nacht ist vorgerückt und Du bist noch schwach

bedarfst der Ruhe. Wir können morgen, wenn die Sonne scheint, mehr sprechen."

„Ach ja," sagte traurig der Greis, „ich habe geschlafen auch wohl einen Traum gehabt. Wie ist mir denn ... habe ich mit Dir schon über die Wiese gesprochen?"

„Ja, Vater!"

„Ganz recht."

„Mag doch die Angelegenheit ruhen, sie ist nicht dringend."

„Anton, wenn Du mich lieb hast, wenn Du ein guter Sohn bist, schlage mir die erste Bitte nicht ab, die ich an Dich richte. Deine eigensinnige Mutter hat Dir for Vermögen zugeschrieben ... ich habe keine Gewalt darüber ... tritt mir die Wiese ab ..."

Er bat so innig der alte Mann, daß dem Sohne weich ums Herz ward.

„Kannst Du Dich nicht als den Besitzer alles dessen betrachten, was mein ist?"

Das unheimliche Lächeln erschien wieder in den gelben Zügen des Bienenvaters.

„Nein Sohn so meine ich das nicht."

„Wie anders?" fragte Anton, der sich stellte als ob er von dem vorangegangenen Gespräche nichts wisse. Wie anders meinst Du es, Vater?"

„Ich will die Wiese verkaufen."

„Gönne mir Zeit ..."

„Ich muß sie verkaufen."

„Und welcher Nachtheil erwächst Dir, wenn ich sie behalte?"

„Dann bin ich unglücklich!" murmelte düster der Greis vor sich hin. „Ich brauche Geld, viel Geld!"

Anton neigte sich zu ihm und fragte wie man ein Kind fragt:

„Hast Du mir nicht gesagt, Vater, daß ich mit der Baronesse von Hirtenkron ein großes Vermögen erhalte?"

„Das habe ich gesagt."

„Warum suchest Du nach Kapital? Ich helfe aus . . ."

Der Alte schüttelte traurig den Kopf.

„Siehst Du, mein Sohn, das verstehst Du nicht. Du kannst nur dann erst die Baronesse heiraten wenn die Wiese verkauft ist. O, so glaube mir doch, ich meine es herzlich gut mit Dir. Das ist ein großer Plan, den außer mir kein Mensch begreift.

„Wenn nun die Baronesse sich weigert mir die Hand zu reichen, mir, dem schlichten Oekonomen?"

Jetzt blitzte das Feuer wieder aus den Augen des Bienenvaters, das von dem aufkeimenden Zorne zeigte.

„Sollte sie es wagen Dich abzuweisen, so flüstere ich ihr ein Wort ins Ohr, das sie willig machen wird Vater Baumann handelt nicht kopflos. Wage es immer, die Wiese herzugeben; ich stehe dafür, daß die Baronesse zu Dir kommt, daß sie Dich kennen zu lernen wünscht . . . was weiter nöthig, ist Deine Sache. Anton, erfülle meine Bitte."

So konnte nur ein verwirrter Geist sprechen.

„Malwina besitzt eine Million!“ fuhr der Alte wie im Selbstgespräche fort. „Sie ist die Universalerbin des alten Barons . . . so lautet das Testament! Mit dem Titel hat sie auch die Million erhalten. Da werden sich die Hände ausstrecken nach der reichen Witwe, von allen Seiten wird man sie mit bestürmen mit Anträgen . . . sie weist alle zurück; nur Anton wird freundlich aufgenommen. Ich habe geschwiegen, das Geld ist da . . . Gott weiß, wie sauer es mir geworden ist . . . nun soll mein Sohn die Früchte genießen von der Saat, die ich ausgesäet habe.“

Dem schwachen Gedächtnisse des Bienenvaters schien der Kernpunkt des Gespräches entfallen zu sein. Er hob den Kopf empor und sah seinen Sohn an. Die Erinnerung kam ihm zurück.

„Anton, willst Du meine Bitte erfüllen?“

Der junge Mann antwortete ausweichend, doch so, daß der Bittende auf Gewährung hoffen durfte.

„Gut Anton; die Wiese lassen wir fahren, um große Güter zu gewinnen. Morgen Früh sprechen wir mehr. Ich bin recht müde... meine Augen brennen wie Feuer. Gute Nacht!“

Er stand auf nahm den Krückstock, reichte dem jungen Manne die heiße Hand und schleppte sich dann nach seiner Kammer. deren Thür er mit dem Schlüssel erschloß, den er sorgfältig in der Tasche der grauen Jacke trug. Nachdem er eingetreten, verschloß er die Thür und schob einen Rie-

gel vor. So ging er jeden Abend zu Bett. Das Ordnen der Kammer besorgte er selbst. Selten durfte sie eine Magd betreten.

Anton saß noch lange sinnend am Tische. Sein Kopf war wüst; die Eindrücke, die er empfangen, schwammen chaotisch durcheinander. Auf die Aeußerungen des Vaters legte er kein Gewicht. Der alte Mann war vor langen Jahren Verwalter eines der großen Güter des Barons gewesen hatte sich dann verheiratet und das Gehöft übernommen, das er von seinen Ersparnissen gekauft. Die Mitgift seiner Gattin, der Tochter eines begüterten Landmannes, war auf den Ankauf von den Grundstücken verwendet, die jetzt das mütterliche Erbtheil Anton's bildeten. Wenn jetzt der Greis nur verworrene Erinnerungen an jene Zeit hatte, so konnte man sich darüber nicht wundern. Der heutige Abend hatte dem Sohne die Ueberzeugung aufgedrungen, daß der Vater vollkommen unzurechnungsfähig sei und streng überwacht werden müsse. Aber Hedwig, die er lange im Stillen geliebt hatte, auf deren einstigen Besitz er wirklich gehofft, sie war für ihn verloren. Dieser furchtbare Gedanke, er lastete wie ein Alp auf seiner Seele. Und dennoch faßte er den heroischen Entschluß, den auf die Vernichtung des Papiermüllers zielenden Plan des Kommerzienraths zu vereiteln.

„Wenn Sie nur offen und ehrlich ist!“ dachte der brave Mensch. „Wenn Sie mich nur nicht durch Vorspiegelungen zu täuschen sucht! Mag sie glücklich werden mit

ihrem Karl, der einen nicht minder großen Opfermuth besitzt als ich . . . Gott weiß, daß ich mich über ihr Glück freue, um so mehr, als ich mir sagen muß: Du hast auch ein Scherflein dazu beigetragen."

Anton zerdrückte eine Thräue, nahm die Zinnlampe und suchte sein Lager auf.

Sechstes Kapitel.

In der Villa.

Es war gegen Abend. In dem Saale der Villa des Kommerzienraths hatte sich eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen versammelt, die auf das Spiel einer am Flügel sitzenden Dame hörten. Die Witwe Malwina von Hirtenkron spielte meisterhaft ein Rondo von Weber. Auch Karl Balder gehörte dem Auditorium an; sinnend, die Arme gekreuzt, lag er nachlässig in einem Sessel, den Kopf auf die Brust herabgesenkt. Die Musik schien seine Aufmerksamkeit nicht erregt zu haben. Als Malwina die letzten Akkorde angeschlagen, brachen die Zuhörer in einen Beifallssturm aus. Eugénie, die Tochter Balder's eilte zu der Künstlerin, schloß sie in die Arme und küßte sie. Die Herren sagten ihr die schmeichelhaftesten Komplimente und die Damen bewunderten sie. Nur Karl blieb regungslos als ob er eingeschlafen sei.

Seine Gedanken waren nicht in der Villa, sie waren

bei Hedwig auf der Papiermühle. Dasselbe Ereigniß, das seine Familie bis zum Entzücken heiter stimmte und Anlaß zu dem Feste gegeben, hatte schmerzliche Betrachtungen in ihm hervorgerufen. Der Kommerzienrath Balder war seit gestern Baron. Der Landesherr hatte ihm erlaubt sich Baron Balder von Baldersdorf zu nennen und einen Vogel Phönix in seinem Wappen zu führen. Da lag die Adelsverleihung für Jeden auf dem Tische, der sie sehen wollte.

Malwina von Hirtenkron hatte den neuen Standesgenossen zuerst feierlich begrüßt, Eugenie „liebe Baronesse" und Karl „mein bester Herr Baron" genannt. Die Freundschaft, die noch im Entstehen begriffen, war durch die Gleichstellung im Range sofort zur Intimität geworden. Der neue Baron suchte seinem Titel durch Stolz und Gemessenheit Ehre zu machen; er sprach wenig, nickte freundlich herablassend mit dem Kopfe, wenn er in das Gespräch gezogen ward und hörte mit Kennermienen auf das Spiel der Dame. Ein Baron muß alles verstehen, selbst Musik, es gehört zum guten Tone.

Die Witwe war eine eigenthümliche Erscheinung. Konnte man sie auch eben nicht schön nennen, so erregte sie doch das höchste Interesse, vorzüglich bei den Männern. Ihr ovales Gesicht hatte jene Bläße, die man aristokratisch nennt. Das kohlschwarze Haar, glänzend und voll machte diese Bläße zart. Ihr himmelblaues Auge, eine Seltenheit bei ganz schwarzen Haaren, verrieth Milde, selbst einen

Hang zur Melancholie. Die langen Wimpern bildeten einen dunkeln Kranz. Die köstlichsten Brauen lagen geschweift an der marmorbleichen Stirn. Ihre Nase, obwohl edel, hatte etwas Jüdisches. Die feinste Röthe färbte die Lippen, die zwei Reihen der tadellosesten Zähne einschlossen. Und doch lag eine gewisse Härte in den Zügen, so daß man stets versucht war die Melancholie des Blickes für erkünstelt zu halten. Diese Annahme wurde dadurch bestärkt, daß die Baronesse oft hastig auffuhr und dann rasch ihre Heftigkeit milderte. So zeigte sie sich in der Gesellschaft. Ihr Körper besaß die üppigsten Reize. Einen vollendeteren Arm wie den ihrigen konnte ein Maler nicht schaffen. Die Hand war zierlich und klein wie der Fuß. Ueppig und voll wogte der Busen in dem dunkelgrünen Seidenkleide und der Hals, den ein kostbares Kollier schmückte, schimmerte wie Schnee. Malwina's Gestalt war trotz der Fülle schlank und biegsam. In allen ihren Bewegungen, wurden sie auch rasch ausgeführt, lag stets eine Eleganz, welche die Dame vom Stande verrieth. Eugenie Balder hatte Recht, wenn sie die Baronesse für ein Muster von Salondame hielt und sich nach ihr zu bilden suchte. Malvina besaß alle Fähigkeiten, die sie zum Glanzpunkt jeder Gesellschaft machten.

„Singen Sie uns ein Lied!“ bat der neue Baron, nachdem er der Dame die zarte Hand geküßt hatte.

„Gern, Herr Baron.“

„Sie sind ein Engel!“ rief Eugenie.

Malwina saß schon am Flügel. Nach einem kurzen Vorspiele begann sie ein einfaches Lied, das sie rein, geschmackvoll und mit tiefem Gefühle vortrug. Ihre Stimme war nicht mehr jugendlich frisch, aber sie hatte doch etwas Weiches, das dem Ohre schmeichelte.

Die Gattin des neuen Barons trat zu ihrem Sohne.

„Karl," flüsterte sie besorgt, „fühlst Du Dich nicht wohl?"

Der junge Mann fuhr empor wie aus einem Traume. Er starrte die Mutter an, die ihre Frage ängstlich wiederholte.

„Ich bin ein wenig abgespannt, Mutter, sonst nichts. Die Musik ist mir lästig."

„Sprich es nicht laut aus, mein Sohn; gieb es durch kein Zeichen zu erkennen, die Baronesse, die sehr empfindlich ist, könnte sich verletzt fühlen. Sie bietet ja Alles auf, um zu unterhalten."

„Ein Spaziergang würde mir wohlthun."

„Um des Himmels willen, bleibe!"

„Ich brauche Luft, frische Luft."

„Nach dem Liede wird die ganze Gesellschaft eine Promenade durch den Garten machen. An Dir ist es, die Baronesse zu führen . . ."

„Mutter!" rief Karl, sie bittend ansehend.

„Was hast Du denn?"

„Ich bin nicht disponirt für Damenunterhaltung."

„Bedenke den Tag, bedenke unsere Stellung ... willst Du uns kompromittiren?"

„Gut, Mutter, ich werde die Baronesse begleiten und unterhalten."

„Denke an unseren neuen Stand."

„Auch daran werde ich denken."

„Malwina singt entzückend schön ... Du wirst ihr ein Wort des Dankes sagen, daß Du nicht der Einzige bist, der zurückbleibt."

Die Baronesse hatte ihr Lied beendet. Die Mutter sah bittend den Sohn an. Karl fügte sich, trat in den Kreis, der sich um die Sängerin gebildet, und flüsterte ihr einige Artigkeitsphrasen zu.

Malwina lächelte verbindlich.

„Ihr Urtheil, Herr Baron, ist mir um so schmeichelhafter, als es ein Kenner ausspricht. Sie lieben Musik und Poesie wie ich die schönen Künste und Wissenschaften liebe ... es ist dies eine Sympathie, von der ich mir viel Gutes und hohe Genüsse verspreche. Die nächste Unterhaltung findet in meinem Salon statt; ich beehre mich, den Herrn Baron dazu einzuladen."

Karl antwortete durch eine Verbeugung.

Der Baron Balder von Baldersdorf sagte in diesem Augenblicke einem der Herren, einem Landrathe:

„Die Nähe der Eisenbahn unterstützt das Unternehmen, das an Großartigkeit alle bestehenden übetreffen wird. Ich halte die Ausführung desselben für eine der Hauptauf-

aufgaben meines Lebens . . . unser Land muß das beste und billigste Papier liefern. Wer irgend seine Kapitale gut und sicher anlegen will . . ."

„Herr Baron," rief Malwina, Sie sprechen von dem großen Aktienunternehmen . . ."

„Ja, Frau Baronin."

„Ich ersuche Sie, für mich zehn Stück Aktien zu zeichnen."

Der Baron deutete lächelnd auf Karl.

„Wenden Sie sich an meinen Sohn, gnädige Frau... ich habe ihm die spezielle Leitung der Entreprise übergeben."

Malwina verneigte sich vor dem jungen Manne:

„In Ihre Hand, mein Herr, lege ich mein ganzes Vermögen. Es ist mir lästig, Kapitale zu verwalten . . . auf die einfältigen Beamten kann man sich nicht verlassen ich glaube, ich wäre heute um eiu Bedeutendes reicher, wenn man mit meinem Gelde besser spekulirt hätte. Der Baron von Hirkenkron war ein zu phlegmatischer Greis; er hat die modernen Verhältnisse in der Welt nicht kennen gelernt. Wir sprechen mehr über diesen Punkt . . . ich gedenke eine vollständige Reform vorzunehmen. Sie werden mir gewiß Ihren Rath und Ihre Hilfe nicht versagen."

„Das war deutlich genug?" flüsterte Eugenie der Mutter zu. „Ich wußte es wohl, daß Malwina unsern Karl auszeichnet."

Die Gesellschaft verließ den Salon.

Karl konnte nicht ausweichen! er reichte der Baronesse den Arm.

Der Park des Bankiers war ein Meisterstück. Er lag an dem sanften Abhange eines Hügels. Baumgruppen, Gesträuche und Rasenplätze wechselten lieblich mit einander ab. Auf den Beten prangten die seltensten Frühlingsblumen. Hier fand man versteckte Grotten, dort duftende Bosquets. An den Punkten, von denen aus sich Fernsichten boten, hatte man Pavillons errichtet, deren Fenster aus farbigen Gläsern bestanden. In der Nähe der Villa schossen Fontainen ihren Wasserstrahl empor. Die breiten Schlangenwege waren mit großer Sorgfalt unterhalten.

„Baron," rief Malwina ihrem Begleiter zu, ich sehe dort oben ein Häuschen..."

„Wo?"

„Dort!"

„Wir nennen es Belvedere."

„Es hängt wie ein Nest an der Mauer . . . köstlich romantisch!"

„Der Weg dorthin ist sehr beschwerlich."

„Dann bitte ich nicht, mir ihr Belvedere zu zeigen."

„Verzeihung, gnädige Frau, ich stehe zu Ihren Diensten."

„Nein, nein, Sie sind Rekonvaleszent."

„Ich erlaubte mir die Bemerkung aus Rücksicht für Sie.

„Halten Sie mich für schwach?"

Malwina sah ihn lächelnd an.

„Für zarte Damenfüße ist der Weg nicht geschaffen,“ meinte Karl.

„Es kommt darauf an. Führt dieser Weg hinauf?“

„Ja!“

„Ich werde Ihnen von oben einen Gruß zuwinken.“

Die Baronesse nahm ihren farbigen Sommershawl über den Arm und lief leichtfüßig den weißen Weg hinan der sich auf der grünen Fläche emporwand. Von Zeit zu Zeit sah sie sich um, das flatternde weiße Tuch in der Hand haltend. Nach fünf Minuten stand sie vor dem Häuschen. Nun winkte sie und neigte sich, als ob sie sagen wollte „da bin ich!“ Dann ließ sie sich auf der Bank nieder.

Karl überlegte nicht lange, er ging der Dame nach. Es erforderte dies die Decenz.

„Sie kommen doch, Baron?“ rief die Dame ihm entgegen.

„Um zu zeigen, daß ich nicht mehr Rekonvaleszent bin.“

Malwina reichte ihm die Hand, als er die letzten drei Stufen erstieg, die zur Platform führte, auf der das Häuschen stand. Er mußte natürlich die helfende Hand küssen.

Beide mußten auf der Steinbank an der Thür Platz nehmen, da das Häuschen geschlossen war.

Die Baronesse war entzückt über die Fernsicht. Als sie ihre Villa, von der Abendsonne beschienen, sah, brach

sie in lauten Jubel aus. Dem armen Karl bebte das Herz als er mit den Blicken dem Finger der Baronesse folgte, denn er sah im Thale das Dach, unter dem Hetwig lebte.

„Sie sind um den Platz zu beneiden, Baron. Hoch über dem Getümmel der Erde athmet die Brust freier … man ist der gewöhnlichen Sphäre entrückt, wahrhaftig, man glaubt in einer andern Welt zu sein. Ich kann wohl sagen, erst jetzt geht mir das Leben auf.“

Malwina sah melancholisch in die Landschaft hinaus.

„Jetzt erst?“ fragte Karl nur um zu fragen.

Sie seufzte.

„Jetzt erst. Ich war in den letzten Jahren eine Gefangene, die kaum durch die Fensterstäbe ihres Kerkers blicken durfte.“

„Eine Baronesse von Hirtenkron!“

„Haben Sie den Mann gekannt, der mich seine Frau nannte?“

„Ich habe den alten Herrn nur flüchtig gesehen. So oft er unser Komptoir betrat, hat mein Vater die Geschäfte mit ihm besorgt.“

„Der alte Herr war krank, mithin grillig und eigensinnig. Ach, ich habe oft schreckliche Stunden gehabt. Mehr Krankenwärterin als Baronesse … und die Welt beneidete mich! Die thörichten Menschen … als ob der Reichthum allein glücklich mache.“

„Verzeihung, gnädige Frau, Ihre Klage provozirt eine Frage …“

„Fragen Sie!“ antwortete Malwina melancholisch.

Sie hatte ihren Shawl abgelegt. Der volle Arm, der kaum zur Hälfte von den Spitzen des Kleides bedeckt war, ruhte nachlässig auf der Lehne der Bank. Ihre ganze Gestalt ward von der goldigen Abendsonne beschienen, die sich langsam hinter die gegenüberliegende Bergkette senkte. Der weiße Teint der Dame war leicht geröthet.

„Waren Sie gezwungen, dem Greise die Hand zu reichen?“

Malwina schien diese Frage erwartet zu haben. Nach einem tiefen Seufzer hauchte sie schmerzlich vor sich hin:

„Ich war es!“

„So beklage ich Sie.“

„Kindesliebe und Kindespflicht ließen mich meine Jugend vergessen. Ich brachte sie dem Vater zum Opfer.“

Eine Pause war eingetreten.

Karl betrachtete das schöne Weib, das in schmerzliches Sinnen versunken, neben ihm saß. Malwina schlug die Augen auf und sah schwermüthig gen Himmel. Thränen hingen in ihren schwarzen, seidigen Wimpern.

„Sie können, gnädige Frau, mit Stolz auf die Vergangenheit zurückblicken. Im Gefühle erfüllter Pflicht ist man glücklich. Und welch eine herrliche Zukunft liegt vor Ihnen.“

Malwina wiegte nachdenklich das Haupt.

„Die Zukunft, die Zukunft!“ flüsterte sie.

„Was haben Sie zu fürchten?“

„Das Vorurtheil der Welt.“

„Ich begreife nicht . . .“

„Niemand wird glauben, daß ich ein schweres Opfer gebracht, als ich dem greisen Baron die Hand gereicht, man sagt ich habe spekulirt, habe selbst List angewendet, mir einen Krösus zu fangen, der voraussichtlich bald sterben würde. Und Gott ist mein Zeuge . . .“

„Die neidischen Leute.“

„Verzeihung,“ mein Freund, „bat Malwina, daß ich mich von meinem Schmerze hinreißen ließ . . . Gehen wir, gehen wir. Dieser Weg ist so schön, bleiben wir noch auf dem Hügel.“

Malwina stand auf. Karl bot ihr den Arm. Beide gingen an der Hecke hin, welche den Park einschloß.

Die Baronesse war seltsam erregt. Liebte sie den bleichen Sohn des Bankiers oder hatte die Errinnerung an ihre traurige Ehe sie in diese Gemüthsverfassung versetzt? Ihr Arm zitterte leise an dem Karls. Schweigend ging sie an seiner Seite. Ihre Blicke schweiften über das Thal, das die Dämmerung nach und nach mit ihrem Schleier einhüllte. Einzelne Fenster der Villa erhellten sich. Von dem Parke herauf hörte man die Stimmen der Gesellschaft, die sich in den Wegen zerstreut hatte.

Der neue Baron von Baldersdorf hatte seine Gattin auf einen schmalen Pfad geführt, der sich zwischen Akazienbüschen fortwand, Es mußte dies absichtlich geschehen sein.

denn er blieb plötzlich stehen und fragte seine Lebensgefährtin:

„Sophie, wo ist Karl?“

„Eugenie sagte mir, daß er mit der Baronesse zu dem Belvedere emporgestiegen sei.“

„Gewiß?“

„Ich selbst habe gesehen, daß sie mit dem weißen Tuche winkte.“

„Und Karl ist ihr gefol[illegible]“

„So sagte mir Eugenie.“

„Gut!“ sagte der Bankier zufrieden. Die Baronesse ist eine reizende geistreiche Person, die unsern Karl anziehen muß.“

„Mein lieber Freund,“ sagte Sophie ernst, „jetzt wird mir zur Gewißheit, was ich bisher nur vorauszusetzen wagte. Du hegst wirklich einen Plan in Bezug auf die Baronesse.“

„Zweifle nicht mehr daran, Sophie. Ich habe mich geflissentlich mit Dir von der Gesellschaft entfernt, um Dir dies zu sagen; Karl ist ein Phantast, ein Mensch, der geleitet werden muß, wenn es sich um die Erreichung irgend eines Zieles handelt. Er lebt in einer eigenen Welt, zumal nach seiner Krankheit. Träumerisch irrt er durch das Thal, schließt sich von dem Umgange mit heiteren Menschen ab und begeht Fehler, die in der Gesellschaft Aufsehen erregen.“

Sophie ging neben ihrem Gatten, der langsam die Promenade fortgesetzt hatte.

„Eugen,“ begann sie nach einer Pause, „Du weißt, wie gern ich bereit bin, auf alle Deine Ideen einzugehen. Ich habe unserm Karl zugeredet, sich der Baronesse gegenüber freundlich zu benehmen, und Karl hat sich willig gefügt. Du hast es in dem Salon gesehen.“

„Zu meiner Freude.“

„Erlaube mir eine Bemerkung.“

„Sprich, Sophie!“

„Die Baronesse gefällt mir nicht.“

Der Bankier blieb stehen.

„Wie, diese Dame gefällt Dir nicht?“ fragte er erstaunt. Malwina ist das Muster einer aristokratischen Frau, eine begehrte Schönheit, die nur die Hand auszustrecken braucht, um einen vortrefflichen Mann zu bekommen. Ich weiß, wie man in der Residenz über sie urtheilt. Daß sie, die junge Dame den alten Baron geheiratet hat...“

„Rechne ich ihr nicht als einen Fehler an, Eugen,“ unterbrach die Gattin den Gatten. „Malwina soll ein armes Mädchen gewesen sein, das sich dem väterlichen Willen gefügt hat.“

„Ich kenne das Verhältniß genau, mein Kind! Der alte Rittmeister wäre mit Schimpf und Schmach in die Grube gefahren, wenn die Tochter seine falschen Wechsel nicht eingelöst hätte. Und dies konnte Sie nur durch die eine Heirat mit dem hinfälligen Baron Hirtenkorn, diesem alten Epikuräer, der in die reizende Malwina verliebt war. Ich kenne die saubere Geschichte, denn in meinen Händen

befanden sich die Wechsel, die Hirtenkron, dessen nachgemachtes Accept sie trugen, der Kriminalbehörde zu übergeben drohte. Ich habe den Heldenmuth des Mädchens damals bewundert. Wenn nun Malwina dafür sorgte, daß sie die Universalerbin ihres alten Mannes wurde, den sie wie ein Kind pflegen mußte, so hat sie sich auf gerechte Weise für das gebrachte Opfer entschädigt. Gebührt der Frau nicht, was der Mann besitzt?"

„Gewiß! sagte Sophie." Aber der alte Baron hatte noch Seitenverwandte, die in tiefster Armuth lebten. Man spricht selbst von Söhnen, die in kümmerlichen Verhältnissen unter fremden Leuten sich durchschlagen müssen. Ein Mann der Millionen hinterläßt, darf seine Pflicht nicht vergessen. Malwina hat mit der Macht ihrer Reize, vielleicht auch durch List, sich das ganze enorme Vermögen angeeignet und ihren Mann zu einer Pflichtwidrigkeit gezwungen."

„Es haben sich manche der Gerüchte über die Baronesse verbreitet, deren Grund oder Ungrund nicht festgestellt ist. Was kümmert das uns? Malwina hat vor, während und nach ihrer Ehe sich als eine höchst ehrenwerthe Dame gezeigt, die überall gern gesehen wurde. Daß sie stolz ist und ihren Umgang wählte, mag ihr verziehen sein . . . sie ist schön und kommandirt ein großes Vermögen. Reiche Frauen haben stets kleine Launen."

„Eugen, die Baronesse gefällt mir nicht."

„Sophie, was hast Du an ihr auszusetzen."

„Ihr Charakter ist von dem unseres Sohnes zu verschieden. Malwina braucht einen Lebemann, einen Salonmenschen, der sich entweder ganz ihrem Willen fügt oder ihr ruhig maßlose Freiheit gönnt. Sie will in einer sogenannten modernen Ehe leben. Ich täusche mich nicht, ich lese es in allen ihren Worten und Handlungen. Karl dagegen sucht ein ruhiges stilles Glück, das er nur bei einer sanften gleichfühlenden Frau findet, die er aus vollem Herzen liebt. Glaube mir, Eugen, mein Blick ist in dieser Beziehung schärfer als der Deinige. Wir Frauen durchschauen die Frauen, wie ihr Männer die Männer.“

„Hältst Du der Liebe nichts zu Gute? Malvina scheint sich lebhaft für unsern Sohn zu interessiren . . . aus dem Interesse entsteht die Liebe, vorausgesetzt, daß sie Karl zu wecken und zu erhalten weiß.“

Sophie unterbrach von Neuem den Gang.

„Eugen,“ flüsterte sie zu dem Gatten empor, „das sanfte stille Wesen der Baronesse ist Maske. Ich habe sie beobachtet . . . durch ihre Melancholie, die sie vortrefflich zu erkünsteln versteht, blitzt mitunter ein Blick, der mich verletzt. Sie findet Gefallen an Karl, das läßt sich nicht leugnen . . . aber sie hält ihn auch für einen so guten, ich will es geradezu sagen, einfältigen Menschen, wie er, für ihren Eheplan paßt Das behaupte ich. Eugen, mag unser Karl sich selbst eine Lebensgefährtin suchen. Auch eilt es nicht, daß wir ihn verheiraten . . .“

„Engherzige Frau!“ rief der neue Baron. „Deine Gründe, die Du mir entgegenstellst, sind nicht stichhaltig. Auch drängt es, daß wir zum Ziele gelangen.“

„Ich begreife nicht . . .“

„Die nächste Zukunft wird über meine Existenz entscheiden.“

„Wie? Eugen, um Gotteswillen . . .“

„Die Erhebung in den Adelsstand hat mich auf eine Stufe in der Gesellschaft gestellt, von der ein Fallen um so gräßlicher wäre . . . wir sprechen später mehr . . . Sophie suche die Verbindung mit der Baronesse nicht zu verhindern, leiste ihr aus allen Kräften Vorschub. Siehe die Dinge in einem milderen Lichte an.“

„Still, Eugen, still!“ sagte Sophie. „Die Gesellschaft folgt uns.“

„Hast Du mich verstanden?“

„Leider!“ antwortete die bestürzte Gattin.

„Reiche mir den Arm, Sophie!“

Arm in Arm traten die beiden Gatten der Gesellschaft entgegen, die fröhlich plaudernd in dem Laubgange näher kam. Sie mußten theilnehmen an dem Gespräche, das sich um gleichgiltige Dinge drehte, dem geadelten Kommerzienrathe gelang es, den wahren Gemüthszustand zu verbergen.

Wir führen den Leser nach dem Wege zurück, auf dem sich Malwina und Karl befinden. Dieser Weg lief an einer Hecke hin, die den Park einfriedigte. Jenseits befanden sich theils kahle Bergflecke, theils Gruppen von Tannenbäumen.

Es war stark dämmerig geworden. Still und warm lag der Abend auf der Landschaft. Kaum zitterte ein Blatt an den Gestäuchen und Bäumen.

Karl dachte mit Schmerz und Sehnsucht an seine Hedwig. Wie glücklich wäre er gewesen, hätte er statt der Baronesse die Geliebte führen können, die er je höher achten und schätzen mußte, jemehr er Vergleiche zwischen ihr und der Baronesse anstellte. Das affektirte vornehme Wesen der Dame, die mit Schwermuth und Melancholie kokettirte, hatte sein Mißfallen erregt. Wie anders zeigte sich Hedwig: ihr Schmerz war eben so wahr, als ihre Freude. Ihre Thränen rührten, ihr Lächeln entzückte. Und wie herzgewinnend, wie weich klang ihre Stimme!

„Wohin führen Sie mich, Baron?" fragte Malwina.

Karl blieb betroffen stehen.

Vor ihm machte die Hecke eine Biegung, die sich den Berg hinabzog.

„Wir sind auf einen Umweg gerathen, der weiter unten durch ein Wäldchen führt."

„Gehen wir; an Ihrer Seite fürchte ich einen amerikanischen Urwald nicht. Der Abend ist entzückend schön. Ihnen, der Sie Dichter sind, muß er poetisch erscheinen. Haben Sie Italien schon gesehen, Baron?"

„Nein!"

„Es ist ein Wunderland. Leider habe ich die Reize desselben nicht mit der Unbefangenheit genießen können ..."

„Was hinderte Sie gnädige Frau?"

„Mein kranker, alter Mann! Unter Lorberen wandelnd, mußte ich den Hinfälligen mehr tragen als führen. Statt eine geistreiche Unterhaltung zu hören, schlug sein Aechzen und Stöhnen an mein Ohr. Die traurigste Wirklichkeit vertrieb die poetische Stimmung, welche die Natur, die klassischen Plätze, die Monumente und der wunderbare Himmel hervorriefen. Ach, ich habe viel geweint. Die Launen meines Gemahls haben mich fast zu Tode gemartert. Hätte ich nicht Lammsgeduld gehabt, ich wäre gestorben. Mit Ihnen möchte ich am Golf von Neapel lustwandeln, mit Ihnen möchte ich den Posilip besteigen und die charakteristischen Volksbelustigungen auf dem Molo sehen. Es ist Alles spurlos an mir vorübergegangen."

Karl wußte nicht, was er auf diese Herzensergießung erwidern sollte. Er war erstaunt, daß Malwina sich so frei und unzweideutig aussprach. Es berührte ihn unangenehm.

„Sie schreiben reizende Verse!" rief sie nach einer Pause aus.

„O, gnädige Frau, ich fülle meine Mußestunden aus! Das ist Alles."

„Sie besitzen Gemüth, Geist, Phantasie... besingen Sie einmal den heutigen Abendspaziergang... ich möchte wohl erfahren, ob wir gleich gedacht, gleich empfunden haben."

Malwina blieb stehen. Sie sah ihn lächelnd an.

„Auch ich mache zuweilen Verse, Baron. Tauschen wir übermorgen unsere Gedichte aus... aber geloben wir zuvor, wahr und ehrlich zu sein."

„Ja!" sagte entschieden Karl. in dem ein Gedanke aufstieg. Die ersten Verse, die ich nach meiner Krankheit schreibe, sollen an Sie gerichtet sein."

„Baron, verspotten Sie meine Dichterei nicht..."

„Gnädige Frau!"

„Sind die Verse auch schlecht, so werden sie doch in treuen Farben meine Gefühle schildern, Gefühle, die ich früher nicht gekannt. Es ist wahr, das Leben bietet Situationen, die poetisch stimmen. Vielleicht bringe ich ein lesbares Gedicht zu Stande . . ."

Malwina unterbrach sich plötzlich.

Erschreckt sah sie ihren Begleiter an

„Haben Sie gehört. Baron?"

„Mir war, als ob dort ein Geräusch sich regte."

„Wir sind nicht allein."

„Ich wüßte nicht. wer so spät den Park betreten sollte."

Die Baronesse klammerte sich an den Arm des jungen Mannes, der unverwandt nach dem hohen Zaune sah.

Alles war still.

Plötzlich ließ sich ein tiefer Seufzer vernehmen.

„Mein Gott, was ist das?" flüsterte Malwina.

Langsame Schritte ließen sich vernehmen.

„Fliehen wir!" bat die Baronesse leise und zitternd.

Aengstlich schmiegte sie sich dem jungen Manne an, der muthig den Grund des Ereignisses erforschen wollte.

„Soll ich um Hilfe rufen?“ fragte sie dicht an seiner Wange.

Man hörte einen zweiten Seufzer, der sich schwer einer bekümmerten Brust zu entringen schien.

„Eine Frau!“ flüsterte Karl.

„Vielleicht eine Unglückliche.“

„Sonderbar ... jener Weg ist beschwerlich, wird wenig betreten.

Jetzt raschelte es in den Blättern der Hecke.

Fünf bis sechs Schritte von den Spaziergängern tauchte eine Gestalt auf, die sich mühsam durch eine Lichtung in der Hecke gewunden hatte. Man konnte nur die Umrisse dieser Gestalt erkennen.

„Gott sei Dank!« flüsterte eine zitternde Stimme. „Da bin ich denn endlich im Garten. Ich habe heute die rechte Thür verfehlt. Hätte früher kommen müssen ...“

Die Gestalt ging langsam auf dem sanft ablaufenden Wege weiter. Ihre Füße mußten mit schweren Schuhen bekleidet sein ... dies deutete das scharrende Geräusch der Schritte an.

Karl und die Baronesse folgten leise der Gestalt, die nach drei Minuten einen Pavillon erreichte, welcher zwischen Weinreben auf einer Terrasse sich erhob. Dieser Theil des Parks war zu einem Weinberge eingerichtet. Tief unten lag die erleuchtete Villa.

„Es ist ein Weib!“ flüsterte Malwina, die ruhiger geworden war.

„So scheint es.“

„Eine Diebin.“

„Ich wüßte nicht, was hier zu stehlen wäre.“

Die Alte hatte den Pavillon erreicht. Karl hemmte seine Schritte. Wie ein Kind hing die Baronesse an seinem Arm, den sie von Zeit zu Zeit innig drückte. Ihr Hauch streifte seine Wangen, indem sie ihm zuflüsterte:

„Wenn das Abenteuer gefahrlos vorübergeht, ist es köstlich!“

„Still, daß wir das Beginnen der Frau nicht stören.“

Die Baronesse legte ihr Haupt an seine Schulter. Karl fühlte die Bewegung ihres üppigen Busens. Er achtete dessen nicht; seine volle Aufmerksamkeit war durch die Gestalt gefesselt, welche die Thür des Pavillons zu erschließen schien ... ein Geräusch deutete dies an.

„Ich habe diesen Morgen die Thür fest verschlossen!“ murmelte Karl.

„Die Diebin besitzt einen Nachschlüssel.“

„Unbegreiflich.“

„Jetzt verschwindet sie in der Thür.“

„Die Keckheit ist wahrlich groß.“

„Wenn nur nicht Genossen folgen!“ meinte Malwina, die von Neuem ängstlich geworden war.

Karl lauschte nach allen Seiten.

Ein Windstoß trug das Rauschen der Räder der Papiermühle aus dem Thale empor. Wie ein Mahnruf an Hedwig durchzuckte es den jungen Mann. Er hätte sich gern

der schönen Frau entwunden, die warm und innig sich ihm anschmiegte. Diese nahe Berührung der Witwe erschien ihm ein Verbrechen. Er zuckte heftig zusammen.

„Fürchten Sie Gefahr?“ fragte die Baronesse. „Sie erschraken . . .“

„Nein, nein!“

„Eilen wir nach der Villa.“

„Ich muß wissen, was in dem Pavillon geschieht.“

„Senden Sie Bediente ab . . .“

„Folgen Sie mir!“

„Baron, ich dulde es nicht, daß Sie sich einer Gefahr aussetzen. Diebe sind tückisch und verschlagen. Die Bedienten mögen das Weib verhaften . . . wenn nicht ein Mann unter dieser Maske . . .“

Durch eine Spalte in dem Fensterladen des Pavillons schimmerte Licht. Die Thür desselben war geschlossen. Das Erstaunen der beiden Spaziergänger läßt sich kaum beschreiben.

„Man mystifizirt uns!“ meinte Malwina.

„Wir werden es sehen.“

„Baron!“

„Gnädige Frau?“

„Ich beschwöre Sie, setzen Sie sich einer Gefahr nicht aus. Würde Ihnen ein Leid zugefügt, ich hätte den Tod davon. Mir sagt eine bange Ahnung, daß hier ein Verbrechen verübt werden soll.“

„Das schwache alte Weib!“

„Wir wissen nicht, wer in der abenteuerlichen Hülle steckt. Ich dulde nicht, daß Sie einen Schritt weiter gehen. Sie bleiben, Baron . . . haben Sie Mitleid mit meiner Angst. Fühlen Sie denn nicht, wie ich zittere? Ich werde eine Krankheit davontragen . . . Bleiben Sie! Gelte ich Ihnen denn nichts? Baron, Sie müssen doch wohl begreifen . . . Ich lasse Sie nicht von der Stelle! Bleiben Sie hartherzig, so rufe ich um Hilfe. Dort sehe ich einen Weg zwischen den Reben . . .“

Sie suchte ihn in den Weg zu drängen. Ihr ganzer Körper zitterte. Wie erschöpft sank ihr Gesicht an seine Brust.

„O, gnädige Frau, Sie meinen es gut mit mir!“

„Wie mit keinem Menschen in der Welt!“ flüsterte sie zärtlich.

„Hier erblicke ich keine Gefahr “

„Aber ich, und wenn ich Ihnen nur etwas gelte, wenn meine Thränen sie rühren können . . . Baron, Sie sind hart wie Kiesel!“ flüsterte sie schluchzend.

„Wie aufdringlich!“ dachte Karl. „Vielleicht ist diese Szene vorbereitet.“

„Begleiten Sie mich nach der Villa!“ bat sie schmachtend.

„Gönnen Sie mir den Triumph, entweder eine Mystifikation entdeckt oder ein Verbrechen vereitelt zu haben. Sie sind eine muthige Dame. . . ich zweifele nicht daran, daß wir über die Alte dort lachen werden. Wir bringen

Stoff zur Unterhaltung heim. Ihren Arm, gnädige Frau ... es wird sich bald zeigen, wer Besitz von meinem Pavillon genommen hat."

Die Baronesse ließ sich führen, nachdem sie tief geseufzt hatte. Karl trat kühn an den Pavillon und öffnete die Thür, die leicht angelehnt war. Der kleine mit eleganten Möbeln ausgestattete Raum ward durch ein Licht erhellt. Man hatte die Wachskerze angezündet, die auf dem Schreibtische stand. Auf dem Teppich, der den Boden bedeckte, saß ein altes Weib, das sich anschickte ein Nachtessen zu verzehren. Die in ein zerissenes Tuch gewickelten Speisen, Brod, Käse und Wurst, hielt es auf dem Schooße. Die magere Hand des sehr häßlichen Geschöpfs war mit einem großen Taschenmesser bewaffnet. Ein altes karrirtes Umschlagetuch, das vor langer Zeit eine Dame getragen haben mochte, hüllte den Oberkörper der Alten ein, die mit trüben Augen die beiden jungen Leute anstarrte. Der Buchhalter Beck würde sofort die Bettlerin erkannt haben, die dem Bienenvater einst Furcht und Schrecken eingejagt. Die Alte verrieth durchaus keine Ueberraschung, sie schien vielmehr gereizt zu sein, daß man ihr Mahl, wonach sie sich ohne Zweifel gesehnt, störte. Während ihre zitternde Hand ein Stück Brod abschnitt, hob sie den häßlichen Kopf empor und sagte:

„Ich kann die Herrschaften nicht zu Gaste laden, meine Mahlzeit ist zu schlecht. Bettelbrod ist nicht Jedermanns Kost . ... arme Leute müssen sich damit begnügen.

Der Hunger macht das harte Brod weich . . . ich habe den ganzen Tag gefastet . . ."

Sie begann zu essen.

„Die Bettlerin ist entweder schamlos und frech oder wahnsinnig!" flüsterte die Baronesse, deren Furcht völlig geschwunden war, ihrem Begleiter zu.

„Seid Ihr allein, Frau?" fragte Karl.

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Herr."

„Vielleicht weil sie taub ist," meinte Malwina.

„Nein, ich kann noch gut hören und sehen. Bin ich auch alt, so sind doch meine Sinne frisch geblieben. Ich höre, daß ein junger Herr zu mir spricht, und sehe eine schöne Dame. Aber ich möchte wissen, was der Herr damit meint, ob ich allein sei . . . Er sieht ja, daß Niemand bei mir ist. Wer sollte sich auch um die Bettlerin kümmern, der man rasch ein Stück Brod zuwirft, um sie loszuwerden. Wäre ich jung und schön, wie ich vor langer, langer Zeit gewesen, oh, dann brauchte ich nicht zu betteln und mich von hartherzigen Leuten grob behandeln zu lassen. Alter und Armuth sind verachtete Dinge auf dieser Welt. Jeder Mensch wird alt, wenn er nicht zeitig stirbt, und jeder Reiche kann arm werden, kann gezwungen sein, zu betteln, ehe der Tod ihm die Augen zudrückt. Es geht gar wunderbar zu auf dieser Erde. Sammt und Seide verwandeln sich oft in Lumpen, ehe man es denkt, und aus den leckeren Gerichten wird Bettelbrod."

„Spricht Sie aus Erfahrung, Frau?" fragte Karl.

Die Bettlerin warf einen wahnwitzigen Blick auf das junge Paar. Sie verschluckte den Bissen, den sie in dem zahnlosen Munde hielt, und antwortete:

„So halb und halb. Ach ja, man hat auch seine Erfahrungen gemacht."

„Eine schlaue Betrügerin!" flüsterte die Baronesse.

Waren diese Worte auch leise gesprochen, die Alte mochte sie doch verstanden haben.

„Bin keine Betrügerin, schöne Dame!" sagte sie mit erzwungener Ruhe. Wäre ich weniger arglos und mehr mißtrauisch gewesen, ich würde diese Nacht nicht auf hartem Boden schlafen."

„Wie kommt Sie hierher, Frau?" fragte Karl. „Wer hat Ihr die Erlaubniß ertheilt, den Pavillon zu betreten?"

„Niemand!" rief die Bettlerin.

„Demnach ist Sie in fremdes Eigenthum gedrungen"

„Seht doch . . . soll ich eine Diebin sein? Morgen Früh ziehe ich ab, wie ich gekommen bin. Läge Gold und Silber in allen Ecken, ich würde nicht ein Stück berühren. Aber Obdach nehme ich mir, wo ich es finde. Diese Nacht kommt ein Gewitter . . . hinter den Bergen stehen schwarze Wolken . . . sonst schliefe ich wohl unter einem Baume und deckte mich mit meinem Tuche zu, das mir vor Jahren eine vornehme Dame mitleidig geschenkt . . . Gegen Regen und Sturm schützt ein wollenes Tuch nicht, da muß ein festes Dach sein. Dieses Haus steht leer . . . der reiche Herr wird mich nicht hinauswerfen lassen. Da donnert es schon hinter



den Bergen . . . es zieht ein schweres Wetter heran, das erste in diesem Jahre.“

Und wirklich hörte man ein dumpfes Rollen, als die Bettlerin schwieg.

Malwina war plötzlich still geworden. Sie starrte forschend die Alte an, die ruhig ihr Nachtessen fortsetzte.

„Frau!“ rief Karl.

„Was befehlen Sie Herr?“

„Sie hat mit einem Schlüssel die Thür zu diesem Pavillon geöffnet . . .“

„Ja, Herr. Um eine Thür zu erbrechen habe ich nicht Kraft genug . . . das würde ich auch nicht wagen.“

„Woher ist Ihr der Schlüssel gekommen?“

„Der Schlüssel?“ fragte das Weib, als ob es sich besinnen müßte.

„Nun ja!“

„Er stak im Schlosse gestern schon . . . was thut's?“

„Baron, lassen Sie die Bettlerin!“ bat Malwina, anscheinend von Mitleid ergriffen. „Das Gewitter kommt näher . . . mag das Weib hier Schutz finden. Die Christenpflicht gebietet, wohlthätig zu sein.“

Der junge Mann hatte nicht Lust, sich zu entfernen, ohne nähere Aufschlüsse über das seltsame Weib erhalten zu haben, dessen Benehmen eine gewisse Prätention verrieth. Er widerstand dem sanften Drängen der Baronesse, die forschende und zugleich ängstliche Blicke auf die Bettlerin warf. Wäre er weniger befangen gewesen, so hätte er be-

merken müssen, daß Malwina mehr als Mitleid mit der Alten empfand, daß ein besonderes Interesse sie leitete. In einer Art Hast, die sie vergeblich zu bekämpfen suchte, wandte sich die Witwe noch einmal zu der Alten:

„Ihr seid übel daran, arme Frau!“ rief sie aus. „Mir blutet das Herz, wenn ich Euern Zustand der Hilflosigkeit sehe. Alt und schwach, sucht Ihr ein Obdach für die Nacht . . . Wo wohnt ihr denn? Wo ist Euere Heimath?“

„Oh, hätte ich eine Heimath! seufzte die Alte. „Ich werde wohl hinter dem Zaune sterben müssen. Die Menschen sind hart, haben kein Erbarmen. Ach, ich sehne mich recht nach Ruhe; aber immer noch will der Tod nicht kommen, den ich so oft herbeigewünscht habe. So muß ich mich denen Fortschleppen von einer Stätte zur andern, muß mich mißhandeln lassen und froh sein, daß die Polizei sich meiner nicht bemächtigt.“

„Kommt in mein Landhaus, arme Alte! Ich werde für Euch sorgen.“

„Wo ist denn das Landhaus?“

„Fragt nur nach der Villa Hirtenkron.“

Die Bettlerin sah die Baronesse überrascht an.

„Villa Hirtenkron?“ wiederholte sie murmelnd.

Malwina neigte sich zu ihr, um ihr eine Börse in den Schooß zu legen. Dabei flüsterte sie ganz leise:

„Schweigt, sonst seid ihr verloren! Ich will Eure Noth lindern,“ sagte sie laut und theilnehmend. „Das Alter muß man ehren, wie es sich auch zeige. Ihr sollt nicht unter

freiem Himmel sterben, das verspreche ich Euch. Schließt die Thür das Wetter zieht heran . . . morgen Früh erwarte ich Euch. Arme Frau!“ fügte sie tief ergriffen und unter Thränen hinzu. „Ich werde bei dem Besitzer dieses Pavillons ein gutes Wort für Euch einlegen, daß man Euch nicht vertreibe.“

Die Baronesse zog sich zurück und verließ mit Karl den Pavillon. Der Wind heulte durch die Wipfel der Bäume. Das Gewitter war schnell herangezogen. Die Blitze wurden häufiger und einzelne Donnerschläge hallten durch das Thal. Der junge Mann konnte füglich den raschen Gang nicht unterbrechen, d a der Sturm zur Eile trieb. Die ersten Regentropfen fielen prasselnd nieder, als die Spaziergänger die Villa erreichten. Die Gesellschaft befand sich schon im Saale. Eugenie eilte der athemlosen Freundin entgegen, um sie zu einem Sopha zu geleiten. Der neue Baron drückte dem Sohne seine Zufriedenheit aus. Karl wußte, wie er dies zu deuten hatte. Die Gäste flüsterten sich Vermuthungen über das junge Paar zu. Der Baron von Baldersdorf hörte diese Vermuthungen; er lächelte, als ob er sagen wollte: „Ich muß mich fügen, kann es nicht ändern.“ Nur die Gattin des geadelten Bankiers saß sinnend auf ihrem Platze, sie schien sich der Gestaltung der Dinge nicht zu freuen. Draußen tobte ein so heftiges Gewitter, wie es die Thalbewohner lange nicht erlebt hatten. Die Dienerschaft mußte rasch alle Fenster schließen, da der Sturm den wolkenbruchähnlichen Regen hereintrieb. Furchtbare Don-

nerschläge erschütterten die Villa. Der Regen rauschte in gewaltigen Strömen auf das Dach herab. Das grelle Feuer der anhaltenden Blitze machte das Licht der Kerzen erbleichen. Es traten jene Minuten ein, in denen der Mensch fühlt, daß er der allgewaltigen Natur gegenüber nicht mehr als ein schwaches Würmlein ist. Die erschreckten Damen hatten sich um die Frau vom Hause gruppirt. Die Männer, die muthig scheinen wollten gingen auf und ab und sprachen über den Zug des Gewitters. Malwina, noch erhitzt von dem raschen Gehen, lag mit verhülltem Gesichte auf dem Sopha. Eugenie kniete vor ihr und hatte den Kopf in den Schooß der Feundin gelegt. Die beiden eleganten Damen bildeten eine reizende Gruppe.

Die Gewalt des Wetters nahm mit jeder Minute zu Der Donner brüllte ohne Unterlaß die Blitze glichen Feuersäulen, die zischend aus den Wolken herabschossen, um in der Wassermasse des Regens zu verlöschen. Die Dienerschaft drängte sich bleich und zitternd in den Saal. Einige der Damen beteten, Andere waren wie ohnmächtig in die Fauteuils gesunken.

Der Bankier, im schwarzen Frack und in weißer Kravatte, stand fest in der Mitte des glänzenden Saales. Er hatte die rechte Hand in die Bruströffnung der weißen Atlasweste gelegt, während die linke mit der schweren Goldkette der Uhr spielte. Aber trotz dieser äußern Ruhe mußte doch eine furchtbare Angst sein Herz zusammenschnüren; eine bemerkbare Blässe überzog sein kaltes Gesicht, große

Schweißtropfen perlten an seiner eckigen Stirn und die mit der Kette spielende Hand zitterte Fürchtete er rasches Scheiden aus dem Wirkungskreise, in dem er so viele Plane angelegt, die der Vollendung entgegen reiften? Machte ihn der Gedanke zittern und erbleichen: Du sollst die Stufe nicht einnehmen, die Dir der Landesherr in der Gesellschaft angewiesen? Oder fürchtete er das Erscheinen vor dem Richterstuhle des ewigen Gottes?

Karl beobachtete seinen Vater. Er sah, daß der starke Mann bei jedem Schlage zusammenzuckte.

Ein furchtbares Krachen machte die Erde erbeben. Der Himmel schien mit einem Male seine elektrischen Gluthen auszuspeien, um alles, was unter ihm, zu verzehren. Die Villa schien für Sekunden in einen Feuerball eingehüllt zu sein. Während neue Schläge krachten, brüllte das Echo der ersten durch das Thal. Es war ein grausiges, aber auch ein erhabenes Naturschauspiel.

Die Damen stießen einen lauten Schrei aus.

„Es hat eingeschlagen!“ stammelte ein Herr.

„Gott sei uns gnädig!“ rief händeringend die Gattin des Bankiers.

„Der Blitz muß gezündet haben.“

„Wo?“

„Von dort dringt ein anhaltender Feuerschein herüber. Ich sehe selbst die Flamme!“

Karl eilte an das Fenster, das der Gast bezeichnete. Da er der Gegend kundig, wußte er die einzelnen Orte

genau zu unterscheiden. Sein erster Gedanke war der an Hedwig. Die Mühle des Meisters Belau lag in ganz entgegengesetzter Richtung. Das beruhigte ihn. Die Flamme, welche die Nacht erhellte, zeigte sich oben an dem Berge, der zu dem Parke gehörte. Es ließ sich nicht erkennen, ob das Belvedere oder der Pavillon brannte. Karl nannte laut beide Orte.

„Der Pavillon brennt?“ rief die Baronesse, die zitternd ihren Platz verließ.

Karl hatte einige Augenblicke beobachtet, ehe er antwortete:

„Es läßt sich nicht unterscheiden; aber daß der Blitz eines der beiden Gebäude getroffen, ist mit Sicherheit anzunehmen. Belvedere liegt in ziemlich gerader Linie über dem Pavillon.“

„Wir werden ein neues Haus bauen!“ sagte stolz der Bankier. Ein Glück, daß kein Menschenleben gefährdet ist.“

„Wie hoch die Flamme emporlodert!“ rief ein Gast.

„Der Pavillon ist leicht gebaut. Das Feuer wird ihn bald verzehrt haben.“

Malwina war an die Seite Karls getreten. Vertraulich legte sie ihren Arm in den seinigen und fragte flüsternd:

„Ist wirklich der Pavillon getroffen?“

„Noch wage ich zu hoffen, daß Belvedere brennt.“

„Die arme Frau! Mein Gott, läßt sich denn nichts zu ihrer Rettung thun?“

„Wir würden zu spät kommen," meinte Karl, der mit Entsetzen an die Bettlerin dachte.

„Der Blitz wird sie sofort getödtet haben. Nun ist ihr Wunsch in Erfüllung gegangen; sie sehnte sich nach dem Grabe."

Die Gewalt des Wetters schien mit dem furchtbaren Schlage den Kulminationspunkt erreicht zn haben. Der Sturm jagte die schweren Wolken weiter, sie entluden sich tiefer unten im Thale. Aber noch rauschte der Regen, zuckten die Blitze. Die Gesellschaft hatte sich in Gruppen zu den Fenstern gedrängt. Man beobachtete die Flamme, die einen grellen Schein auf den Park warf.

„Baron," flüsterte Malwina „mich peinigt eine entsetzliche Angst. Schaffen Sie mir Gewißheit über das Schicksal der Bettlerin."

Karl trat zur Eingangsthür des Saales. Die Baronesse begleitete ihn. In dem Vorzimmer standen einige Bediente.

„Fritz!"

Ein junger Mann, der zugleich den Gärtnerdienst versah, sprang herbei.

„Gnädiger Herr?"

„Du bist rüstig; gehe in den Park und siehe nach, wo der Blitz gezündet hat. Bringe uns schnell Nachricht."

„Zu Befehl!"

Fritz flog davon. Die beiden jungen Leute gingen in den Saal zurück. Die Gesellschaft athmete wieder auf, seit

zwischen Blitz und Donner größere Zwischenräume lagen. Die Frau vom Hause gab Befehl, die Vorbereitungen zur Tafel zu treffen. Man wollte die Erhebung des Bankiers in den Adelstand festlich begehen. Malwina und Karl wurden bald der Mittelpunkt der Gesellschaft. Die Witwe erzählte mit Thränen in den Augen von der alten Bettlerin, die sich ein Nachtlager in dem Pavillon gesucht hatte. Als sie ihre Erzählung geschlossen, brach sie in ein lautes Schluchzen aus und lehnte ihr Haupt auf die Schulter Eugenie's.

Die Erinnerung an die arme Alte, die nun als Staub in dem Pavillon lag, hatte sie mit tiefem Schmerze erfüllt. Und wie reizend schön war die Witwe in diesem Schmerze! Man pries sie als eine edle, fein fühlende Dame. Karl selbst mußte sich eingestehen, daß Malwina ein gutes Herz hatte. Er tröstete damit, daß der Tod der armen Frau noch nicht festgestellt sei. Der Bankier hatte das Fenster geöffnet; er schien das Bedürfniß nach frischer Luft zu fühlen.

„Die Flamme ist erloschen!“ rief er. „Der Park liegt völlig im Dunklen.“

Dann blieb er am Fenster, den kalten Hauch genießend, der eindrang. Mehr als einmal trocknete er die Stirn. Düster sinnend sah er nach dem Orte, wo die Flamme erloschen war. Bei dem Leuchten der Blitze suchte er nach einem Gegenstande an den Bergen zu spähen. Wer ihn scharf beobachtet hätte, würde gesehen haben, daß er im Selbstgespräche die Lippen bewegte, und daß sich Seufzer seiner Brust entrangen. Zuweilen auch schien es, als ob er

eine Verwünschung ausstieße. Die Gattin hatte die außergewöhnliche Erregung des Gatten wohl bemerkt. Sie trat zu ihm und fragte leise:

„Eugen, was ist Dir?"

Er bog sich über die Fensterbrüstung zurück. Sein Gesicht war noch bleicher, als zuvor.

„Nichts! Nichts!" murmelte er.

„Ist Dir unwohl?" fragte die besorgte Frau.

„Die Hitze im Saale war unerträglich . . . dies Fenster mag offen bleiben. Pfui, welch einen widrigen Brandgeruch trägt der Wind herbei. Wie steht es mit der Tafel, Sophie?"

„Wir werden gleich speisen können."

„Warte noch! Warte noch! Das Gewitter mag sich erst ganz entfernen . . ."

Tief unten im Thale krachte ein gewaltiger Schlag. Zwei hintereinander folgende Blitze zerrissen das Dunkel der Nacht. Der Donner rollte majestätisch an der Bergkette hin, das Echo in den einzelnen Schluchten wach rufend.

Die Kastanien und Linden des Parks neigten rauschend ihre nassen Wipfel vor dem plötzlich aufbrausenden Windstoße. Ein feiner Sprühregen näßte das Gesicht des Banquiers, der erschreckt einen Schritt von dem Fenster zurücktrat.

„Das ist ein schweres Wetter!" murmelte er. „Es hat viel, viel vernichtet!"

„Nur den leicht gebauten Pavillon, Eugen!"

„Sophie, wo ist die Baronesse?"

„Dort in dem Kreise der Damen!"

„Sie soll bei Tafel neben unserem Sohne sitzen ..." sage das dem Karl. „Auch wird er sie führen, wird für den ganzen Abend ihr Kavalier sein. Sophie, hilf mir den Plan fördern; den ich Dir mitgetheilt habe. Die Baronesse darf nicht unbefriedigt unser Haus verlassen; wir müssen heute den ersten Faden des Bandes um sie schlingen, das sie fest mit uns vereint. Lege Deine Vorurtheile ab, sie sind falsch, grundfalsch! Malwina muß meine Schwiegertochter werden!"

In diesem Augenblicke trat Fritz, der Bediente, ein.

„Was ist niedergebrannt?" rief Karl ihm entgegen.

„Der Pavillon, gnädiger Herr!" war die Antwort des Boten.

Die Baronesse stieß einen Schrei aus. Aber sie erhob sich, trat rasch zu dem Bedienten und forderte ihn auf zu berichten.

„Ich traf nur noch rinen glimmenden Aschenhaufen. Der schöne Pavillon ist spurlos verschwunden. Der Schlag muß ein furchtbarer gewesen sein, denn die Erde ist rings aufgerissen und die beiden Tannen, die stärksten im ganzen Thale, liegen als rauchende Splitter rings umher. Auch ist ein Theil des hohen Zaunes zerstört. Ich habe nachgesehen, ob nicht irgend etwas unversehrt geblieben; aber Alles ist zu Asche geworden. Nicht einmal einen Balken konnte ich mehr entdecken."

„War ein Mensch in der Nähe?" fragte die Baronesse die mit fliegender Brust zugehört hatte.

„Nein, gnädige Frau.“

Der Diener ward entlassen. Malwina schilderte die verbrannte Alte wie sie essend auf dem Boden gesessen, und schloß, indem sie lebhaft ausrief: „Der gnädige Himmel, der ihren Wunsch erfüllt, hat ihr einen schmerzlosen Tod gesandt; sie ruhe in Frieden!“

Dann wandte sie sich zu Karl und sprach von dem Glücke, daß sie nicht auf den Gedanken gekommen, in dem Pavillon vor dem Wetter Schutz zu suchen.

Der Bankier hatte den Bericht des Dieners und die Schilderung der Baronesse stumm angehört. Jetzt zuckte er leicht zusammen und flüsterte seiner Gattin zu:

„Laß die Tafel anrichten. Das Gewitter hat sich weit genug entfernt.“

Die Tafel war in einem großen Zimmer servirt, das an den Saal grenzte. Karl führte die Baronesse, die sich wie ein Kind an seinen Arm hing. Es war plötzlich eine wunderbare Veränderung mit ihr vorgegangen: ihre blauen Augen glänzten lebhaft, sie sprach viel und gut, die Speisen und die Weine mundeten ihr . . . sie war die erste die den Bankier als neuen Standesgenossen begrüßte, seine Verdienste um die Hebung der Industrie pries und den Baron von Baldersdorf hoch leben ließ.

Der neue Baron war war mehr als gemessen, er war ernst. Die Ovationen, die man ihm brachte, nahm er mit einem kalten Lächeln an. Karl war erstaunt über die Redseligkeit seiner schönen Nachbarin. Die Gattin des Bankiers

beobachtete sie schärfer als jeder andere Gast, die Fröhlichkeit der Witwe gefiel ihr nicht. Woher war diese Fröhlichkeit so plötzlich gekommen? Kurz vor der Tafel noch hatte Malwina geweint... jetzt sprudelte sie von Witz und Geist. Nur dann und wann zeigte sich ein Anflug von Schwermuth und Trauer in dem Gesichte der Dame, die von den geladenen Gästen reizend gefunden ward. Man nannte so laut die beiden jungen Leute ein schönes Paar, daß es Mutter und Vater hören mußten.

Gegen eilf Uhr fuhren die Wagen vor. Die Bedienten hatten es angekündigt.

Malwina in Hut und Shawl, trat zu Karl, der zwischen seinen Eltern stand. Nachdem sie von einem Familienfeste gesprochen, das in ihrer Villa gegeben werden sollte, rief sie traurig:

„Unsere arme Alte ist also todt! Wir werden ihr einen Denkstein setzen, wenn wir auch nicht wissen, wer sie eigentlich war. Der heutige Abend hinterläßt traurige, aber auch recht schöne Erinnerungen. Es ist so im Leben: die Extreme berühren sich. Baron, veressen Sie das Gedicht nicht. Aber denken sie daran, daß wir nur wahre Gefühle darin aussprechen wollen."

Die Baronesse verneigte sich, küßte Eugenien die Stirn und verließ den Saal. Karl sah den strengen Blick des Vaters; er verstand diesen Blick. Rasch folgte er der Baronesse, um sie bis an den Wagen zu begleiten. Malwina sprang

leichtfüßig in das Coupé und warf sich behaglich auf die seidenen Kissen.

„Baron," rief sie schmachtend, „wollen Sie mich glücklich machen?"

„Wenn ich es irgend vermag . . ."

„O, Sie vermögen es!"

„Und was muß ich thun?"

„Lassen Sie mich nicht lange auf Ihr Gedicht warten."

„Gnädige Frau!" rief Karl verwirrt.

„Haben Sie nicht genug der poetischen Anregung?"

Er küßte ihr als Antwort die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„Baron, Sie sind ein eigensinniger Dichter!" rief sie schmollend. Nun gut, ich werde Sie nicht wieder an den Gewitterabend erinnern. Harren und warten will ich, bis Ihre Muse sich herbeiläßt . . ."

„Ich werde Wort halten!" sagte Karl bestimmt.

„Wahrhaftig?"

„So wahr ich ein Mann bin!"

„Das tröstet mich!"

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht, lieber Baron!"

Der Bediente schloß den Schlag. Der Wagen rollte davon. Karl stieg langsam die Treppe hinan.

„Wie lästig!" dachte er. „Und wie schlau geht die Witwe zu Werke, um ein Geständniß von mir zu erlangen.

Sie will es . . . ich werde mich aussprechen! Ueber meine wahre Gesinnung soll sie nicht lange im Zweifel bleiben."

Als er den Saal betrat, winkte ihn der Vater zu sich.

„Man sprach von einer Bettlerin, Karl . . ."

„Ja, mein Vater."

„Hast Du sie gesehen?"

Der Sohn erzählte, was er wußte.

„Und Du meinst," fragte der Bankier, „daß die Alte verunglückt sei?"

„Da der Pavillon vom Blitze zerschmettert ist, bleibt eine andere Annahme nicht übrig."

„Ich möchte Gewißheit haben"

„Vielleicht ist die Alte nur verwundet, bedarf der Hilfe . . . ich werde einen Gang nach dem Pavillon machen Es regnet nicht mehr, der Abend ist klar und schön."

Fünf Minuten später ging Karl durch den Park. Fritz, der Gärtner und Bediente, folgte ihm mit einer großen Laterne.

Das Wasser rieselte in Bächen von den Bergen herab. Die Parkanlagen waren indeß so vortrefflich eingerichtet, daß die zufällig entstandenen Strömungen Betten vorfanden. Die Kieswege wurden nicht davon berührt. Die beiden Männer eilten schweigend den Berg hinan. Der Himmel war völlig wolkenlos. Die Sterne blinkten klar und hell, als ob auch Sie von dem Regen erfrischt wären, im tiefen Blau des Aethers. Selten raschelte ein Lüftchen durch die mit Tropfen beschwerten Bäume. In weiter Ferne grollte

der Donner des abziehenden Gewitters dumpf und hohl. Die matten Blitze glichen nur noch dem Wetterleuchten.

„Hier hat der Pavillon gestanden!“ rief Fritz, „und dort liegen die Splitter der Tannen.“

„Leuchte!“

Bei dem Scheine der Laterne durchsuchte Karl den Schutthaufen. Keine Spur zeigte sich mehr von dem früher Bestandenen. Alles war zu Asche geworden, die der Platzregen gedämpft hatte. Ein wehmüthiges Gefühl beschlich den jungen Mann . . . mit der Asche der alten Frau hatte sich die des Gebäudes gemischt. Ein unangenehmer Brandgeruch erfüllte die Stätte. Hilfe war hier nicht mehr zu bringen; Karl trat mit der Beruhigung den Rückweg an, daß er sich ein Versäumniß nicht zum Vorwurfe zu machen habe.

Vater und Mutter befanden sich noch in dem Salon. Der Sohn bestätigte, was der Diener früher berichtet hatte.

„Karl,“ sagte der Bankier, „ich erwarte Dich morgen Früh in meinem Kabitte. Es gibt Manches zu berathen. Tritt Deinen Spaziergang an, nachdem Du mich gesprochen hast.“

„Ich werde mich um acht Uhr einfinden. Gute Nacht.“

Der Sohn ging. Gatte und Gattin suchten ihre Schlafzimmer anf.

Die Sonne war hinter den Bergen noch nicht hervorgetreten, als Karl aus der Villa in den Park eilte. Ein köstlicher Morgen war angebrochen, ein Morgen voll Glanz,

Pracht und Düfte. Der Schaden, den der Sturm angerichtet, war nicht so groß, als man gefürchtet hatte. Die Arbeiter waren schon beschäftigt, die abgebrochenen Zweige, Gesträuche und Pflanzen zu entfernen und die Wege mit Rechen zu ebnen. Die Bewohner der Villa sollten angenehme Eindrücke empfangen, wenn sie ihre Blicke über den Park schweifen ließen. Karl besuchte noch einmal den Ort wo der Pavillon gestanden. Das Tageslicht erhöhte das Traurige des Bildes der Zerstörung. Die Asche war tiefer zusammengesunken und bildete nur noch ein kleines Häuflein. Einzelne Steine ragten daraus hervor. Durch den zerrissenen Zaun konnte man in das Feld sehen. Und hoch über der Stätte der Verwüstung jubelten die Lerchen und blitzten die ersten warmen Strahlen der Sonne, die majestätisch hinter dem Bergrücken hervortrat. In dem Thale ward es lebendig, überall regte sich Lust, zeigte sich Pracht. Das frische Grün verlieh der Erde, die Abends zuvor unter gewaltigen Donnerschlägen gezittert einen wunderbaren Schmuck. . . den Schmuck einer Braut.

Das war ein Frühlingsmorgen, geschaffen von dem Herrn der Welt zum Glücke seiner Geschöpfe!"

Karl sah lange sinnend in das Thal hinab. Er hörte das Rauschen der Erla, die gewaltig angeschwollen war Dorthin zog sich ihr Silberband zu der Häusergruppe, in der sein Liebstes weilte.

„Hedwig!" flüsterte er bewegt. „Guten Morgen, holder Engel! Ach könnte ich an Deiner Seite leichten Her-

zens die Wonne genießen, welche die Natur verschwenderisch ausstreut! Und wie mir ergeht es Dir... Du leidest unter der Ungunst der Verhältnisse, die durch die Leidenschaften der Menschen erzeugt. Ich bleibe fest, Hedwig, bleibe Dir treu ... diesen Morgen werde ich das erste ernste Wort zu Deinen Gunsten sprechen ... der Stolz des neu geschaffenen Barons und die Hartnäckigkeit des Bankier's, der rasch und viel verdienen will, werden ja wohl nicht stärker sein als die Vaterliebe. Wehe, wehe mir, finde ich mich in dieser Voraussetzung getäuscht. Ich kann nicht anders, ich muß fest bleiben. Die Baronesse, die reiche Salondame mit ihrem sogenannten Witze und Geiste, sie hat mir gezeigt, wie groß und herrlich der Schatz ist, den ich in meiner Hedwig besitze. Soll ich diesen Schatz der Habsucht und der Spekulation opfern? Ich kann es nicht, wenn ich auch wollte!"

Er ging langsam durch die Wege.

Die frische Morgenluft that ihm wohl, da er die Nacht fast schlaflos verbracht hatte. Aber die Pracht des Morgens erfreute ihn nicht; das Herz war ihm schwer ... er sollte ja einen Kampf zwischen Liebe und Pflicht bestehen, der Liebe zu Hedwig, der Pflicht des Sohnes. Wie beneidete er die Arbeiter, die singend ihr Tagewerk begonnen hatten. Sie wurden von den Sorgen nicht gedrückt, die der Reichthum schafft; sie konnten singen und Abends, nach gethaner Arbeit, das Liebchen aufsuchen.

Mit dem Schlage acht betrat Karl das Vorzimmer des Kabinets seines Vaters. Der Kammerdiener meldete ihn

an. Man lebte hier auf großem Fuße. Vater und Sohn standen sich gegenüber. In den Zügen Beider sprach sich eine Art ängstlicher Spannung aus. Beiden sah man an, daß sie eine schlechte Nacht gehabt hatten. Der Baron von Baldersdorf, bereits in vollständiger Toilette, bot seinem Sohne einen Platz an.

„Du kennst, Karl," begann er, „die Auszeichnung, die mir der Landesherr hat zu Theil werden lassen; sie kommt auch Dir zu Gute. Unsere ganze Familie ist mit dem gestrigen Tage in die höhere Gesellschaft eingerückt. Ich verdanke diese Ehre meinen finanziellen und industriellen Bestrebungen. Aber sie spornt mich auch zu neuer Thätigkeit, zu größerem Eifer an. Ich habe mit dem Titel des Barons auch Verpflichtungen übernommen, bei deren Erfüllung ich auf meinen Sohn zähle und zählen muß Die Baronesse von Hirtenkron, eine der liebenswürdigsten Damen des Landes, ist Dir zur Gattin bestimmt. Du wirst diese Wahl billigen, denn sie entspricht allen Anforderungen die ich an meine künftige Schwiegertochter irgend stellen kann. Daß sie Dich vor allen anderen Bewerbern auszeichnet, hat sie während des gestrigen Tages bewiesen. Man hält sie bereits für Deine Braut. Der junge Baron von Baldersdorf mag sich getrost der Baronesse von Hirtenkron erklären, er wird ein mehr als geneigtes Gehör finden. Ich habe nicht nur sondirt, sondern auch vorgearbeitet... Malwina erwartet Deine Erklärung und Du wirst sie in den nächsten Tagen abgeben. Die taktvolle Dame hat Dir die

Annäherung sehr leicht gemacht. Dieser erste und zugleich wichtigste Punkt unserer heutigen Unterredung ist, so hoffe ich, nun geordnet."

Der Bankier nahm ein Notizbuch, das auf dem Tische lag.

Karl hatte im ruhigen Ernste zugehört. Sein Entschluß, heute Alles ins Klare zu bringen, stand immer noch unerschütterlich fest.

„Vater" begann er, „Du hast die Angelegenheit der Baronesse als die wichtigste bezeichnet ... sie ist es auch, und darum dürfen wir sie nicht nach wenigen Worten als abgethan erklären. Wie Du, habe auch ich mich mit der Baronesse beschäftigt ... ich passe eben so wenig für die Dame, als sie für mich paßt. Die Witwe kann nur mit einem Manne glücklich leben, der andere Ansichten von der Ehe hegt, als ich sie hege. Das Herz hat die erste Stimme bei der Wahl der Gattin ... ich kann die Witwe bewundern, aber nicht lieben. Sie ist Alles nur nicht liebenswürdig."

„Karl!"

„Von dieser Ansicht, das fühle ich, kann ich nicht abgehen."

Der neue Baron sah mit durchbohrenden Blicken den Sohn an Zitternd legte er das Notizbuch auf den Tisch zurück.

„Du willst meinen Plan zerstören?" fragte er auffahrend.

„Sprich nicht von wollen, Vater, das ist das rechte Wort nicht; ich muß, weil ich nicht anders kann. Hättest Du früher mit mir berathen, ich würde früher eben so offen gewesen sein als heute.“

„Ich fordere, daß mein Sohn gehorsam sei! Du bist zu kurzsichtig, zu schwach, zu romantisch, zu sentimental, als daß Du die Bedingungen des großen Lebens, das zu führen wir jetzt gezwungen sind, erfassen könntest! Ich habe für Dich gedacht und gehandelt, weil ich Dich kenne. Mein Heiratsprojekt ist nicht nur reiflich überlegt, die Ausführung desselben ist auch von der Nothwendigkeit geboten. Meinst Du, ein Vater könnte das Unglück seines Sohnes wollen? Sei gehorsam, Karl, und beweise daß Du dankbar bist. Ich kenne die Baronesse, und darum weiß ich, daß sie Dich hochschätzt, daß sie Dir eine gute Frau sein wird.“

Der Baron hatte die letzten Worte mit bebender Stimme gesprochen. Er ließ seine fleischige mit kostbaren Ringen geschmückte Hand langsam auf den Tisch fallen.

„Vater,“ bat Karl flehentlich, „verfahre in dieser Angelegenheit nicht als trockener Geschäftsmann! Wohl weiß ich, was ich Dir schulde, daß ich Dir viel, daß ich Dir Alles zu danken habe ... zwinge mich nicht Vater, zu einem Schritte, der mein ganzes Leben elend macht ... ich will arbeiten wie ein Knecht, will jeden Deiner Befehle mit der Pünktlichkeit eines Dieners erfüllen ... aber fordere nicht, daß ich der Baronesse die Hand reiche! Ueberlaß es mir, die Angelegenheiten so auszugleichen ...“

„Unternimm Nichts!“ fuhr der Baron auf.

„Noch einmal, Vater, ich beschwöre Dich!“

Karl wollte die Hand des Vaters ergreifen, der sie ihm durch ein rasche Bewegung entzog.

„Bleibe ruhig an Deinem Platze! Willst Du mir nicht gehorchen?“

„Ich kann es nicht.“

„Willst Du kein Vertrauen in Deinen Vater setzen, der Dich liebt? Antworte, antworte!“

„Wenn Du Deinen Sohn liebst, Vater, zwinge ihn nicht unglücklich zu werden! Glaube mir, an der Hand der Baronesse gehe ich einer trostlosen Zukunft entgegen. Du wähnst für mich zu sorgen, indem Du mir ein großes Vermögen zuweisest . . . nein, Du vernichtest mich! Ich will arm bleiben, will von meiner Hände Arbeit leben . . . der stolzen Baronesse mag ich nichts zu danken haben. Enterbe mich, Vater, es wird kein Klagelaut über meine Lippen kommen . . .“

„Genug!“ rief der Baron, der seine Bewegung zu verbergen suchte. „Spare Deine romantischen Tiraden! Was bist Du ohne mich? Was wird aus Dir, wenn ich ohne Vermögen diese Erde verlasse? Ein Bettler! O, man hat Unrecht, auf die Liebe und Dankbarkeit der Kinder zu zählen. Wohlan, kann das Vertrauen zu dem Vater Dich nicht veranlassen gehorsam zu sein, so mag Dich die Furcht dazu zwingen. Mein Geschick ist das Deine . . . falle ich, so fällst Du mit Und ich werde fallen ohne die Baronesse.“

„Vater, um Gotteswillen!“

„Der verstorbene Baron von Hirtenkron hat sein ganzes bares Vermögen meinem Bankhause anvertraut. Es erreicht die Summe von fünfhunderttausend Thalern. Kommt es zwischen seiner Witwe, die Universalerbin ist, und Dir zum Bruche, so fordert jene das große Kapital zurück ... dann, mein Freund, macht der neue Baron von Baldersdorf bankerott.“

Karl bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. Das Wort „bankerott“ durchschnitt ihm die Seele; er kannte die Bedeutung desselben zu gut.

Der Baron war einige Augenblicke durch das Zimmer gegangen. Plötzlich blieb er vor dem niedergeschmetterten Karl stehen.

„Du weißt,“ begann er, „daß ich mich in große, gewagte Spekulationen eingelassen habe ... meistentheils habe ich mich mit der Ehre begnügen müssen, Gewinn hat sich nicht herausgestellt. Ich habe in dem letzten Jahre enorme Verluste erlitten. Die mir anvertrauten Kapitale kann ich nicht todt in der Kasse liegen lassen... unglückliche Entreprisen haben sie verschlungen. In diesem Augenblicke existire ich von dem Kredite, den ich mir erworben habe. Aber Gewinn, reicher Gewinn steht in Aussicht. Die Papierfabrikation ist wenig ausgebeutet ... in drei oder vier Jahren wird es mich nicht alteriren, wenn man fünfmalhunderttausend Thaler von mir zurückfordert. Die eingeleiteten Unternehmungen müssen glänzende Resultate liefern.

Du siehst, ich bedarf des Vermögens der Baronesse; fordert sie es zurück, so bricht das Haus Balder zusammen. Was bleibt Dir? Du erbst die Schmach Deines Vaters, die Du verhindern konntest. Dann phantasire von der Stimme des Herzens, die bei der Wahl der Gattin maßgebend ist; dann weine Thränen auf das Grab des Vaters, den die Schande getödtet hat. Die Ehre des Geschäftmannes geht mir über Alles! Um sie mir zu erhalten, kann ich keinen Schritt zurückweichen... aber vorwärts muß ich, arbeiten, arbeiten und erwerben."

Bleich und zitternd setzte der Baron seinen Gang fort.

Karl konnte nicht Alles fassen, er glaubte sich die Beute eines schrecklichen Traumes. Als er um sich sah, stand der Vater an dem Schreibtische, beide Hände auf das Möbel gestützt, um nicht zu Boden zu sinken. Der große, starke Mann bot einen bedauernswerthen Anblick. Doch schon nach einigen Augenblicken raffte er sich empor.

„Du kennst nun das Schicksal, das Deine Familie trifft," sagte er kalt, „fesselst Du die Baronesse nicht an uns, hemmst Du mich in der Ausführung meiner Pläne, so fällt Schmach und Schande auf den kaum ernannten Baron... überlege! Das Opfer, das ich von Dir fordere, wenn es überhaupt ein Opfer, ist zu gering, als daß es bei der Größe der Gefahr in Anschlag gebracht werden könnte. Den Gehorsam hast Du mir verweigert; jetzt zeige, daß Du Mitleid mit Deinen Eltern hast."

Der Bankier verließ das Gemach.

„Großer, heiliger Gott!“ rief Karl. „Bin ich denn ein Verbrecher, daß Du diesen Jammer auf mein Haupt schleuderst! Es ist nicht genug, daß ich der Baronesse die Hand reiche... ich soll auch den Ruin des Vaters meiner Hedwig unterstützen, um das Bankhaus Balder zu erhalten. Hedwig, Hedwig, man reißt mich aus dem Himmel, den Deine Liebe mir geschaffen hat. Wen soll ich untergehen lassen!

Dort bindet mich die Liebe — hier die Pflicht! Ich kann mich nicht losreißen, weder hier noch dort! Die Liebe ist nicht minder stark als das Gefühl der Pflicht. Gütiger Himmel, bewahre mich vor Wahnsinn! Da stehe ich vor zwei Wegen, die beide zugleich mich anziehen... und einen kann ich doch nur betreten. Bleibt mir Hedwig, so verliere ich die Eltern ... bleibe ich der Pflicht des Sohnes getreu, so werde ich ein armer, beklagenswerther Mensch! Ach, fast möchte ich wünschen, daß die Krankheit mich hingerafft hätte. Wohin wende ich mich? Welchen Entschluß soll ich fassen? Das Glück der Liebe kann ich mit dem Elende der Eltern nicht erkaufen... und Hedwig verlassen ist für mich der Tod!“

Balder, der Vater, stand auf dem Balkon, sein Gesicht dem frischen Morgenwinde preisgebend, der von dem Flusse herüberwehte.

„Karl dauert mich!“ murmelte er vor sich hin. „Das letzte Mittel, das ich der Baronesse gegenüber als Abwehr benützen konnte, hat der Blitz mir vernichtet. O, lebte die

alte Sabine noch! Nun muß ich bei dem Sohne Zuflucht suchen. Ich will den Muth nicht sinken lassen... ein kühner Schiffer bebt vor der Klippe nicht zurück, die drohend aus dem Wasser ragt. Blühen die Fabriken im Erlathale, blüht auch mein Glück. Ich bleibe fest!"

Er empfing nun einen Techniker, einen Holländer, der die Papierfabrik mit neuen Maschinen erbauen wollte. Der Mann war ihm durch einen Geschäftsfreund empfohlen und hatte bereits eine Fabrik errichtet, die sich des besten Gedeihens erfreute. „Ein Jahr genüge," so behauptete der Holländer, „um die Gebäude und die Maschinen zu bauen. Der Bankier durfte nicht zögern, das Werk zu beginnen. Er setzte alle Hebel in Bewegung, um zum Ziele zu gelangen.

Siebentes Kapitel.

Die Baronesse.

Die Villa der Witwe übertraf die des Bankiers an Pracht und Reichthum; sie war im italienischen Style erbaut und lag an dem reizendsten Punkte des Thals. Der Park, bei dessen Anlage die Kunst von der Natur unterstützt worden, suchte vergebens seines Gleichen. Der alte Baron von Hirtenkron hatte enorme Summen darauf verwendet. Da er in der letzten Zeit seines Lebens nicht mehr reisen konnte, hatte er die Villa zu einem wahren Paradiese für

seine junge Gattin umgeschaffen. Was diese nur andeutend ausgesprochen, hatte der verliebte Greis für einen Befehl genommen.

Malwina hatte gut geschlafen. Strahlenden Blickes trat sie, in eleganter Morgentoilette aus ihrem Boudoir und nahm in einem Erker des Salons das erste Frühstück ein. Durch das offene Fenster sah sie über den Fluß, der rauschend seine trüben Wogen zwischen den blühenden Ufern fortwälzte. In der Entfernung von einer Viertelstunde stromaufwärts, also in der Mitte zwischen der Villa der Baronesse und der des Bankiers, lag die Mühle des Meisters Belau.

Lottchen, eine hübsche, schwarzäugige Zofe von zwanzig und einigen Jahren, bediente die Herrin.

„Hat der Sturm Schaden in meinem Parke angerichtet?“ fragte Malwina, die Chokolade schlürfend.

„Nein, gnädige Frau.“

„Sind die Wege zu einem Spaziergange geeignet?“

„Vollkommen. Ehe die gnädige Frau das Schlafgemach verlassen, habe ich bereits den ganzen Park durchstreift. Die Luft ist wundervoll. Der Regen hat die ganze Natur erfrischt. Auch ein kleines Abenteuer habe ich schon gehabt.“

„Ein Abenteuer?“

„Ja.“

„Erzähle es mir, Lottchen.“

„Gern. Ich kam an dem Gitter vorüber, das den Park von der Wiese trennt. Die frische, grüne Fläche reizte

mich, und ich sah lange durch die Stäbe. Hochbeinige Störche schritten in lächerlicher Majestät durch das Gras, um einen armen Frosch zu erhaschen. Acht bis zehn solche Thiere suchten sich ein Frühstück. Plötzlich schlich eine eigenthümliche Gestalt an dem Gitter vorüber."

„Was für eine Gestalt?" fragte die aufhorchende Baronesse.

„Ein altes krummes Weib."

„Wie sah das Weib aus?"

„Hören Sie nur gnädige Frau."

„Erzähle rasch, Lottchen."

„Als das Weib mich sah, blieb es stehen und trat dann an das Gitter, indem es sich auf einen starken Krückstock stützte. Herr des Lebens, welch ein Gesicht zeigte sich nun unter dem bunten Kattuntuche, das den Kopf einhüllte. Die Haut war echtes Pergament mit tausend und aber tausend Runzeln. Der Mund war so tief eingekniffen, wahrscheinlich weil ihm die Zähne fehlten, daß das Kinn spitz hervorstand. Es ruhte fast auf der Brust, so krumm war der Rücken. Wenn die gnädige Frau dieses klassische Weib sähen, dachte ich, sie würde es für ihr Skizzenbuch zeichnen. Nun fing die alte Zigeunerin, dafür muß man sie halten, zu sprechen an. Sie fragte, wessen der schöne Park sei? Ich nannte den Namen der gnädigen Frau. Da wiegte sie den Kopf und meinte, ich solle sie einlassen, sie wolle die Frau Baronesse sprechen."

„Und was thatest Du?"

„Da ich nicht öffnen konnte, gab ich ihr eine Münze, denn auf eine Bettelei war es doch nur abgesehen. Die Alte nahm das Geld und fragte, wo der Haupteingang sich befände. Ich suchte sie abzufertigen, aber sie blieb und meinte, sie würde auch ohne mich die Thür finden. Dann verschwand sie von dem Gitter. Später habe ich sie an dem Perron wiedergesehen, wo sie sich auf der untersten Stufe niedergekauert hatte."

Malwina hatte ihren Platz verlassen.

„Lottchen!"

„Sie befehlen, gnädige Frau?"

„Ich will das Weib sehen, will es zeichnen. Du hast mich sehr neugierig gemacht. Suche die Alte. Ich werde eine angenehme Morgenbeschäftigung haben. Gehe rasch, vielleicht triffst Du sie noch!"

Lottchen hüpfte aus dem Saale.

„Wenn es die alte Sabine wäre!" flüsterte die Baronesse. „Sie kann unmöglich aus dem Pavillon entkommen sein . . . ich muß Gewißheit haben. Das war eine kurze Ruhe . . . die gräßliche Gestalt taucht wieder auf, um mich in Schrecken zu setzen."

Sie eilte an ein Fenster.

Nachdem sie rasch den Flügel geöffnet, bog sie ihren elastischen Körper über die Marmorbrüstung.

„Ah," rief sie, „Lottchen hat sie getroffen. Beide kommen die Treppe herauf . . . Gut, jetzt werde ich versuchen die Alte zu gewinnen oder unschädlich zu machen."

Sie trat zurück, warf sich auf einen Sessel und wartete. Ihren blauen Augen entströmten jene Blicke, von denen Karl's Mutter sagte, daß sie ihr mißfielen. Und wahrlich, diese Blicke paßten besser zu den markirten Zügen als die Melancholie.

Endlich trat Lottchen ein.

Man hörte die schweren Schritte der Alten und das Tappen ihres Stockes, noch ehe man sie sah.

Keuchend trat sie ein. Das Ersteigen der Treppe hatte ihr den Athem geraubt.

„Hier ist meine romantische Alte," sagte Lottchen scherzend. „Sie saß ruhig auf der Treppe und frühstückte."

„Sie ist es!" flüsterte die Baronesse und ihr weißes Gesicht drückte einen geheimen Groll aus.

Die Alte hatte noch nicht aufgesehen; sie stand gebückt in der Mitte des Saales, um Athem zu schöpfen. Ihre Brust keuchte, ihre Hände, die auf dem Krückstocke ruhten, bebten. Das alte karirte Umschlagtuch hing nachläßig über den krummen Rücken. Heute trug die Bettlerin einen aus grünen Weiden geflochtenen Korb im Arme. Ihre schweren Schuhe waren beschmutzt.

Malwina winkte die Zofe zu sich.

„Eine köstliche Gestalt!" flüsterte sie.

„Nicht wahr, ich habe Recht gehabt?"

„Das Gesicht ist unvergleichlich, ist klassisch."

„Und das karirte Tuch, das einmal nicht übel gewesen sein muß . . . Eleganz und Lumpen."

„Lottchen!“

„Gnädige Frau?“

„Laß mich mit der Alten allein.“

„Zu Befehl.“

„Sie wird sich williger zeichnen lassen; alte Weiber sind eigensinnig. Du trifft nur dann ein, wenn Du die Glocke hörst. Kommt Besuch, so führe ihn in die Veranda . . . ich möchte nicht, daß mich Jemand in dieser wunderlichen Gesellschaft trifft.“

Die Zofe verneigte sich. Indem sie an der alten vorüberging, rief sie ihr zu:

„Dort ist die gnädige Frau, sie wartet!“

Lottchen war verschwunden; sie hatte die Thür des Saales hinter sich geschlossen. Noch war Alles still. Die Baronesse beide Arme gekreuzt, verblieb regungslos auf ihrem Sessel. Hätte Karl in diesem Augenblicke den Ausdruck ihres Gesichtes beobachten können! Bosheit und Tücke sprachen sich darin aus. Ihre Augen glühten unter den langen Wimpern. Der üppige Busen hob sich rasch und kurz . . . die feinen Lippen zuckten.

Die Bettlerin klein und gebückt, stand wie eine Bildsäule in der Mitte des Saales; sich brauchte lange Zeit, um sich so weit zu erholen, daß sie reden konnte. Ein eigenthümliches Lächeln umspielte ihren eingekniffenen Mund, während Sie die Blicke fest auf den Boden geheftet hielt. Der alte Kopf zitterte leise wie die Hände zitterten.

„Sabine!“ rief die Baronesse.

Die Alte schrak zusammen. Sie hob den Kopf empor und starrte die Dame an.

„Da bin ich gnädige Frau! Ich halte mein Wort und komme zu Ihnen. Der weite Weg, die hohen Treppen haben mich recht müde gemacht . . . kann kaum noch stehen auf meinen alten Beinen. Erlauben Sie, daß ich mich setze, kann sonst nicht gut sprechen mit Ihnen."

Sie sank auf dem nächsten Sessel nieder, ohne die Antwort der Dame abzuwarten. Dann ließ sie die Blicke durch den Saal schweifen.

„Der alte Baron hat seine Witwe gut versorgt," flüsterte sie wie im Selbstgespräche. Das ist fürstliche Pracht, Reichthum wohin man sieht. Ich möchte wohl auch so wohnen. Meine Lumpen nehmen sich schlecht aus auf diesen seidenen Polstern . . ."

Sie streichelte in kindischer Freude mit der Hand über den rothen Sammt der Lehne des Sessels.

„Eure Lagerstatt, die ihr diese Nacht gewählt, ist vom Blitze zertrümmert," sagte Malwina.

Ruhig antwortete die Alte:

„Von dem Pavillon des Bankiers ist kein Stück übrig geblieben. Der Himmel will, daß ich noch lebe."

„Wie seid Ihr dem Unglücke entkommen, Frau?" fragte eifrig die Baronesse.

„Wie?"

„Nur ein Wunder konnte Euch retten."

„Es geschehen keine Wunder mehr, gnädige Baronesse.

Als Sie sich mit dem jungen Herrn entfernt hatten, überlegte ich mir die Sache . . . soll ich bleiben, soll ich gehen? fragte ich mich. Da zertrümmerte der Wind das Fenster, das nach dem freien Felde hinausgeht. Die Glassplitter lagen auf dem Boden. Ah, dachte ich, hier sollst Du nicht bleiben. Ich löschte die Kerze aus und ging. Oben auf dem Berge wußte ich ein Lusthäuschen, das von Stein erbaut ist. Dorthin gelangte ich mit Mühe und Noth. Als ich die Thüre geöffnet hatte brach das Wetter los. Ich kümmerte mich nicht darum, sondern legte mich schlafen. Diesen Morgen Früh suchte ich das Loch im Zaune auf, um den Park zu verlassen . . ., da sah ich die Trümmer des Pavillons. Ich sprach ein Dankgebet und ging weiter. So bin ich gerettet."

„Wer gab Euch den Schlüssel, mit dem Ihr die Thüren eröffnetet?"

„Ich bin keine Diebin!"

„Wer gab Euch den Schlüssel?" fragte Malwina streng.

„Niemand!" antwortete kurz die Alte.

„Sabine, Ihr kennt mich!" rief drohend die Dame.

„Ich kenne Sie, habe auch Ihre Mutter gekannt, gnädige Frau. Sie waren noch ein Fräulein von Rothenfels, als Sie mir einmal dieses Tuch schenkten. Er war im Winter, der Schnee lag hoch, meine alten Glieder zitterten vor Frost . . . das that mir wohl, ich konnte mich warm einhüllen . . . hier ist das Tuch, ich habe es geschont und

werth gehalten. Sie sind Baronesse geworden, tragen so geringes Zeug nicht mehr . . . Ich habe mich auch einmal in Sammt und Seide gekleidet . . . bin auch einmal schön gewesen . . . jetzt ist Alles dahin; das Elend hat mich verunstaltet . . . die Leute nennen mich ein häßliches Bettelweib. Nun will ich nicht mehr betteln, will mir ein warmes Plätzchen suchen . . . da will ich ruhen bis man mich zu Grabe trägt."

Malwina hatte sich rasch erhoben.

„Wollt Ihr bei mir bleiben, Frau?"

„Nein!"

„Ihr sollt in meiner Villa wohnen . . ."

Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf.

„Kann nicht, mein Platz ist wo anders . . ."

„Wo?"

„Weiß es noch nicht, gnädige Frau. Aber er ist anders wo. Ich habe lange die Welt durchwandert, bin unbarmherzig behandelt worden."

„Man bietet Euch ein ruhiges, bequemes Plätzchen und Ihr weist es zurück . . ."

„Lassen wir doch das; jeder Mensch hat Gründe zu dem, was er thut."

Die Baronesse gerieth über die Ruhe der Alten in Zorn.

„Frau, Ihr sucht mir zu schaden!" rief sie zischend. „Gesteht es nur, Ihr seid nicht in guter Absicht gekommen, habt nicht ohne Grund die Gärten der Villen durchschlichen. Meine Mutter warnte mich vor Euch."

Die Alte stieß ein heiseres Lachen aus.

„Hat sie das Töchterlein gewarnt?“ rief sie dann „Das zeugt von einem bösen Gewissen. Man warnt nu vor Leuten, die man fürchtet. Ein altes Weib, das am Krückstocke schleicht, ist doch wohl nicht gefährlich. Es ist lange her, Malwina von Rothenfels war noch eine ganz zarte Jungfrau, da klopfte ich an das Haus des Rittmeisters, Ihres Vaters. Ich wollte ihn um etwas fragen, das nur mich betrifft. Da kam seine Gattin, der ich mich zu er kennen gab. Das war dumm, ich hätte schweigen müssen Aber ich hatte meinen Namen genannt und mußte die Folgen tragen. Was that Frau von Rothenfels? Sie ließ mich durch einen Bedienten auf die Straße werfen, in den Schnee, in die kalte Winternacht hinaus... Ich lag wie besinnungslos. Da kam Fräulein Malwina, hüllte mich in das große Tuch und gab mir Geld, daß ich in ein Wirthshaus gehen sollte. Sonst wäre ich wohl umgekommen, wie es Frau von Rothenfels gewünscht. Das vergißt man nicht; für empfangene Wohlthaten ist man nicht undankbar. Gott egne es Ihnen ...“

Die Alte schöpfte tief Athem. Sie ließ das spitze Kinn auf die Brust herabsinken, um zu ruhen. Wahrlich eine ehrwürdige, eine rührende Gestalt saß vor der schönen Witwe, die mit blitzenden Augen neben ihrem Sessel stand.

„Sie nennen sich Sabine?“

Die Gefragte nickte.

„Meine Mutter," fuhr die Baronesse fort, „hat Sie hart behandelt, es ist wahr."

„Die gnädige Frau nennt mich nun „Sie" ; das ist gut, recht gut. Sprechen Sie nicht so wegwerfend mit mir . . . Sie könnten es später bereuen."

„Frau, soll das eine Drohung sein?"

„O nein!"

„Sie führt eine bestimmte Absicht zu mir!" sagte entschieden die Baronesse.

Die Alte sah mit ihren hellen Augen auf.

„Hat Ihnen die Mutter gesagt, wer ich bin?"

„Eine verschlagene Abenteuerin, vor der man sich hüten müsse. Und wahrlich, Sie führen ein abenteuerliches Leben. Man behauptet selbst, daß Sie sich nicht scheuen, Geld zu erpressen."

Sabine zuckte heftig zusammen.

„Das behauptet man?"

„Ja."

„Und wer?"

„Meine Mutter."

„O, das ist mehr als traurig! Wenn eine Mutter von ihrer Tochter Unterstützung fordert . . . Doch, was soll ich sprechen, Sie wissen wohl schon Alles. Ich hatte mehr Liebe zu meiner Tochter als diese zu mir. Statt anzuklagen habe ich geschwiegen und geduldet. Statt der lieblosen Tochter zu fluchen, habe ich Gott gebeten, er möge sie segnen, möge sie vor ihrem Ende bekehren und Malwina . . . so heißen

Sie, nicht wahr? . . . und Malwina den Frevel der Mutter nicht entgelten lassen. Die Schrift sagt: Der Herr wird die Sünden der Eltern heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied!"

Sabine mußte wieder ruhen. Es hatte sich ihrer eine starke Erregung bemächtigt. Ihr ganzer Körper zitterte. So saß sie, die Hände auf den Stock gestützt.

Die Baronesse hatte einen Augenblicke überlegt.

„Sabine," rief sie. Sie sind boshaft oder wahnsinnig! Meine Mutter wäre . . ."

„Meine Tochter!"

Nun lächelte die Alte wieder wie eine Sinnverwirrte. Malwina schleuderte glühende Blicke auf die Frau, die sich vermaß die Mutter einer Frau von Rodenfels sein zu wollen . . sie, die Bettlerin.

„Was beginne ich denn?" fragte sie sich. „Wie schütze ich mich vor den Angriffen dieses Weibes? In gewissen Kreisen, die mich um mein Vermögen beneiden, würde die Nachricht Sensation machen: Die Großmutter der Baronesse von Hirtenkron ist ein Bettelweib."

Sie ging zu der Eingangsthür, die sie rasch öffnete. Als sie gesehen, daß sich Niemand im Vorzimmer befand, kehrte sie zu der alten Frau zurück.

„Sabine" rief sie ernst, „was soll ich von Ihnen denken? Meine Mutter hat mir gesagt, Sie seien die Erzieherin der jüngern Schwester meines verstorbenen Gemals gewesen . . ."

„Ja, das bin ich! Ihre Mutter hat nicht gelogen. Als das gute Fräulein, meine Schülerin, gestorben, war ich zu viel in dem edlen Hause der Hirtenkron . . . man jagte mich fort mit Schimpf und Schmach beladen. Ich gebar in der Stille ein Töchterlein . . . es ward Juliane genannt . . .“

„Meine Mutter?“ rief bestürzt die Baronesse.

„Ich war arm, hatte Nichts, gar Nichts. Da spielte der Mann, der mir die Ehre geraubt, der hochgeborne Baron von Hirtenkron, den Großmüthigen . . . er gab mein Kind der Witwe eines Schulmeisters zur Erziehung. Die Witwe hieß Siebold und wohnte auf einem kleinen Dorfe. Ich mußte es dulden, daß man mir mein Kind nahm. So floh ich denn die Gegend, in der man mich kannte. Ich suchte und fand einen Dienst. Als Magd habe ich gearbeitet um meinen Schmerz zu ersticken. Früh gealtert und häßlich kam ich nach dem Dorfe zurück, in dem mein Kind lebte, O, wie schön war es geworden! Aber Juliane kannte mich nicht, sie floh vor dem häßlichen Weibe . . . nicht mich, die Erzieherin hielt sie für ihre Mutter. Die arme Bauernmagd ward abgewiesen, man verhöhnte und verlachte sie. In meiner Noth wandte ich mich an den Baron, der gerade von einer langen Reise zurückgekehrt war. Der übermüthige Mann wollte mich mit einem Almosen abspeisen . . . ich warf es ihm vor die Füße und wanderte weiter. Die arme Magd diente wieder bei einem Bauer; sie hat harte Arbeit verrichtet, ist oft zusammengebrochen, ist oft krank gewesen.

Das Armenhaus einer wohlthätigen Herrnhutergemeinde hat mich lange verpflegt. Ein Jahr verfloß nach dem andern, ich fand nirgends Ruhe. Es trieb mich immer wieder zu meiner Tochter zurück. Als ich in das Dorf kam, sagte man mir, die Schulmeisters-Witwe sei gestorben und ihre Pflegetochter sei mit einem schönen Husarenoffizier verheiratet, der sich Herr von Rothenfels nenne. Ich wanderte nach der Stadt, in der sein Regiment lag, aber das Regiment war ausgerückt, man sagte in den Krieg. Es war nicht schwer Frau von Rothenfels zu finden. Ach wie schön war die Dame, aber stolz und hochfahrend. Ich weinte blutige Thränen . . . sie lächelte und nannte mich eine Verrückte. Als ich ihr zu Füßen lag, sagte sie: „wenn Ihr wirklich meine Mutter seid, so belästigt Ihr mich nicht; mein Gemal würde sich meiner schämen, wüßte er, daß ich die Tochter einer Magd bin, darum zerstört das Glück meiner Ehe nicht.“ Das sagte Frau von Rothenfels. Und nun ging ich, um meine Tochter nicht unglücklich zu machen: ich nahm mir vor, sie nie wieder aufzusuchen. Nun fand ich Arbeit und Brod in einer Spinnerei, die man angelegt hatte. Wiederum verflossen Jahre, ich weiß nicht wie viel. Da hörte ich, daß ein Rittmeister von Rothenfels nach dem Städchen gekommen sei. Eines Abends nach der Arbeit ging ich in das Haus des Offiziers. Er gab einen Ball. Ich ließ die gnädige Frau rufen . . . Sie kam auch und erkannte mich. „Die wahnsinnige Sabine!“ rief sie. Und ich ward wie eine Wahnsinnige hinaus in den Schnee geworfen. Sie wissen

es wohl noch, gnädige Frau. Als ich betäubt im Schnee lag, kam ein schönes junges Mädchen, hüllte mich in ein warmes Tuch und gab mir Geld. Ich blieb die Nacht in einem elenden Wirthshause und wanderte am nächsten Morgen nach der Fabrik, die eine Stunde von der Stadt lag. Da war ein neuer Betriebsdirektor angekommen, der sich um alle Arbeiterinnen bekümmerte. Er wollte mich entlassen . . . man hielt mich für geisteskrank. In meiner Verzweiflung erzählte ich ihm, was mich zu Boden drückte. Da ward er mitleidig nnd ließ mich in der Spinnerei, er gab mir selbst eine lohnendere Beschäftigung, daß ich nicht so viel zu arbeiten brauchte. Der brave Mann war damals mein Lebensretter. Hätte ich kein Brod mehr gehabt, ich würde den Tod in einem Flusse gesucht haben."

„Frau, wer war der Betriebsdirektor, dem Sie sich damals anvertraut haben?" fragte ängstlich Malwina.

Die Alte wollte nicht antworten.

„Ich muß es wissen, Frau!" fuhr die Baronesse fort. Wollen Sie, das ich gut mache, was die Mutter Uebles an Ihnen gethan, so bekennen Sie mir Alles. Wer war der Mann, dem Sie Ihr Geheimniß entdeckt?"

Sabine umklammerte den Stock und rückte unruhig hin und her.

„Lassen wir doch das!" murmelte sie. „Der brave Mann hat die Geschichte längst vergessen."

„Frau, Sie wollen mich kompromittiren!" rief die Baronesse. „Das ist kein Zeichen von Dankbarkeit . . .

ich habe Ihnen Gutes gethan, will mich Ihrer ferner annehmen ...“

Ein Gedanke durchzuckte sie.

„Wollen Sie nicht sprechen, Sabine?“

Sie trat zu dem Sessel und flüsterte der Alten zu:

„Ich errathe den Mann, der sich der Spinnerin angenommen ... er hat Ihnen den Schlüssel zu dem Pavillon gegeben ...“

Sabine zuckte leicht zusammen.

„Habe ich recht?“ fragte die Witwe. „Wollten Sie gestern Abend nicht zu einer Unterredung mit dem Bankier Balder? Sabine, ich lese es in ihren Zügen ... Balder war der Betriebsdirektor! Meine Mutter, Ihre Tochter, ist todt ... ich, die Enkelin, lebe noch! Wer steht Ihnen näher ... Balder oder ich? Sabine, Sie handeln nicht gut an Ihrer Tochter! Es gab wichtige Gründe, die sie veranlaßten, ihre Abstammung geheim zu halten. Glauben Sie mir, die Witwe des Schulmeisters, eine ränkevolle Person, reklamirte Mutterrechte ... der Rittmeister hielt sie auch dafür und hat der Frau bedeutende Unterstützungssummen gezahlt. Sie mußten natürlich für eine Wahnsinnige, für eine Betrügerin gelten, die zufällig den geheimnißvollen Umstand erfahren hatte. Aber ich glaube Ihnen, Frau, ich die Enkelin! Ohne zu untersuchen, ob Sie die Wahrheit berichten, ob sie durch Dokumente Ihre Aussagen bestätigen können, werde ich Sie für die Mutter meiner unglücklichen Mutter halten ...“

Jetzt fuhr die Alte empor:

„Was sagen Sie... Juliane ist unglücklich gewesen?"

„Sie hat keine Freuden in ihrer Ehr gehabt."

„Mein Gott, mein Gott!"

„Die arme Frau hat unbeschreiblich gelitten."

„Und ich habe geglaubt, Juliane hätte den Himmel auf Erden gehabt!"

„Der Jammer hat sie in die Grube gebracht."

Die Alte sah mit blitzenden Augen auf.

„Der Jammer?" wiederholte sie zitternd. „Juliane, die schöne Frau ist elend gewesen?"

„Und sie mußte schweigen, durfte sich keiner Seele anvertrauen. Ihr Erscheinen, Sabine, brachte das Elend auf den höchsten Grad. Die Mutter hat nicht mit Vorsatz, sie hat in Verzweiflung gehandelt. Gleich nachdem man sie das letzte Mal abgewiesen, ward die Arme krank und starb. Ja, der Gram, die Angst hat sie getödtet!" versicherte Malwina errregt. „Ich kann Ihnen jetzt die näheren Umstände nicht bezeichnen; aber glauben Sie mir doch, glauben Sie mir!"

„So ist es gekommen!" flüsterte Sabine bestürzt. „Da habe ich mich entfernt mit gramerfülltem Herzen, habe als Mutter ein schweres Opfer gebracht... und meine Tochter ist doch unglücklich gewesen! Es war Alles vergebens! mein Schmerz, meine Leiden, die herbe Entsagung die Schande, die ich ertragen... das ist hart, das ist grausam!"

„Großmutter!“ stammelte Malwina.

Sabine bebte heftig, dabei flüsterte sie:

„Das ist ein schönes Wort! Habe ich denn auch recht gehört? Die vornehme Dame, die in einem Palaste wohnt, hat mich Großmutter genannt! Und sie ist gut! sie hat sich meiner einmal angenommen! Ich stehe wohl nicht mehr allein auf Gottes weiter Erde ... es gibt ein Wesen, das mir verwandt ist!“

Die Baronesse neigte sich zu der Alten hinab.

„Großmutter,“ flüsterte sie bittend, „ich bin ihre Enkelin, mir sagt es die Stimme des Herzens, ein ahnendes Gefühl, das ich nicht bekämpfen kann ... und auch Sie werden von diesem Gefühle geleitet ... ein grausames Schicksal hat uns getrennt; aber es führt uns auch wieder zusammen ... entreißen Sie mich der furchtbaren Pein des Zweifels ... ist Balder der Betriebsdirektor, dem Sie einst Ihr Geheimniß im bittern Unmuthe anvertraut?“

Die Alte weinte. Sie konnte vor Schluchzen nicht sprechen. Ihre gelben, hageren Hände ergriffen das Gewand der Baronesse ... sie wollte es küssen.

„Nein, nein!“ rief Malwina, indem sie an der Seite der alten Frau auf die Kniee sank. Sie dürfen sich vor mir nicht demüthigen. Ich achte und ehre die großmüthige Dulderin!“

Sie verbarg ihr Gesicht in dem verschossenen Tuche, das die Großmutter einhüllte. Es mußte doch wohl ein

Umstand für die Wahrheit der Verwandtschaft sprechen, die man bisher nicht anerkannt hatte.

„Du lieber Gott," flüsterte das Mütterchen, indem es die rechte Hand auf das Haupt der Enkelin legte, „Du lieber Gott, Du hast mich gestern von dem Tode bewahrt, daß ich heute eines namenlosen Glückes theilhaftig werde! Ich habe es wohl verdient, dieses Glück!"

Thränen rannen über ihre gelben, durchfurchten Wangen.

„Die Tochter meiner Juliane berühre ich," fuhr sie wie im Selbstgespräche fort, „es ist keine Täuschung, es ist keine Täuschung, es kann keine Täuschung sein... meine alten Sinne, die nur an Elend gewöhnt, können das übergroße Glück nicht fassen."

Sie neigte sich und küßte den Nacken der Baronesse. Nun starrte sie regungslos auf den alabasterweißen Hals der Knieenden.

„Es ist keine Täuschung... mein Gott, ich sehe doch recht? Da ist das Muttermal im Nacken, das auch meine Juliane hatte! Daran wollte ich sie wieder erkennen . . ."

Die Baronesse zuckte heftig zusammen. Leise entwand sich ihr Haupt den Händen der Alten.

„Das Muttermal?" stammelte sie.

„Ich habe es gesehen! Nun ist Alles gut! Die Baronesse von Hirtenkron ist meine Enkelin . . ."

Sabine wich zurück und stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Was ist Ihnen?“ fragte Malwina.

„Nein, das Schicksal ist doch nicht gnädig!“ stammelte Sabine, die sich auf ihren Stock stützte und aufstehen wollte; aber ein heftiges Zittern warf sie zurück. „Sie, die Witwe des alten Barons von Hirtenkron . . . soll das der Fluch sein, der auf der That Julianens lastet, die ihre Mutter unbarmherzig verstoßen hat? Nein, ich bin Ihre Großmutter nicht! Nennen Sie mich nicht so! armes Geschöpf! Ich habe nicht nachgedacht, bin verwirrt gewesen! Es gibt nur einen Baron von Hirtenkron . . . und dieser war der Mann, der mir die Ehre geraubt hat!“

Die Baronesse schwankte, sie preßte beide Hände vor das Gesicht.

Das Mütterchen saß in sich zusammengebrochen auf dem prachtvollen Lehnsessel. Ihr altes Umschlagetuch war herabgesunken, man sah das ärmliche Mieder, das den von der Arbeit gekrümmten Rücken bedeckte. Das weiße Haar hatte sich gelockert, es hing in spärlichen Strängen unter dem Kopftuche hervor.

„Das Unglück verfolgt mich mit eiserner Strenge!“ murmelte sie. „Ich soll nicht Ruhe finden in diesem Leben. Was habe ich denn gethan? Was habe ich denn verbrochen? Ein langes, qualvolles Leben hat den Groll des Geschicks nicht mildern können. Warum habe ich denn den Pavillon verlassen, der vom Blitze zerschmettert wurde? Mir wäre besser, ich läge als Asche unter den Trümmern. Dann hätte die Qual ein Ende. Aber ich lebe noch, der Strahl der

aus den Wolken fuhr, hat mich verschont. Doch, ich weiß, was mir zu thun bleibt . . . hier fühle ich es in dem alten Herzen, das noch nicht ausgestorben ist. Was ich für die Tochter gethan, kann ich auch für die Enkelin thun. Und ich werde es vollbringen, die Kraft dazu ist vorhanden. Darum hat mir Gott den ungeschwächten Verstand gelassen, daß ich den Schlägen des Schicksals Trotz bieten soll."

Sie streckte die Hände nach Malwina aus.

„Hierher, hierher, mein Kind!" rief sie. „Nun will ich zeigen, daß ich die Mutter Julianens, daß ich Ihre Großmutter bin. Ich verleugne mich selbst, ich muß mich verleugnen . . . was ich dem Betriebsdirektor Balder gesagt, war eine Lüge, erfunden, um die hartherzige Frau von Rothenfels zu strafen. Das werde ich sagen, wenn mich heute der reiche Mann fragt, der mir den Schlüssel zu seinem Pavillon gegeben hat. Er soll mich für eine Betrügerin, für ein ehrloses Bettelweib halten. Ich begreife ihn nun . . . er wollte mich ausforschen. Als ich ihm auf der Wiese begegnete, redete er mich so freundlich an, beschied mich in seinen Park . . ."

Malwina erbleichte.

„Balder?"

„Derselbe Mann, der früher in der Spinnerei war. Er wollte mit mir über die Angelegenheit sprechen und sich meiner annehmen."

„Werden Sie zu ihm gehen?"

„Nein."

„Und wenn er Sie fragt?“

„So werde ich ihm nicht antworten. Kein Mensch soll erfahren, daß die Baronesse von Hirtenkron meine Enkelin ist... aber ich will eine Lügnerin sein... ich kann für meine Tochter und meine Enkelin leiden.“

„Großmutter!“ rief die Baronesse gerührt.

„Nennen Sie mich nicht so! Sie dürfen es nicht! Seien Sie vorsichtig... Ich habe Muth und Willenskraft!“

„Der Bankier glaubt, Sie seien in dem Pavillon verunglückt.“

Sabine blickte auf. Dann überlegte sie einige Augenblicke.

„Nein, nein!“ rief sie ängstlich.

„Mag er in diesem Glauben bleiben.“

„Wir können nicht davon provitiren.“

„Warum nicht?“ fragte die Baronesse hastig.

„Ich muß leben, zu Ihrem Schutze muß ich leben, wandern und betteln. Und ich will es. Bin ich doch mit der Enkelin besser daran als mit der Tochter... mein Mühen wird anerkannt... das ist ein neuer Sporn. Nun muß ich fort...“

„Großmutter ich lasse Sie nicht!“

„Sie werden sich um mich nicht kümmern... auch darf Niemand wissen, daß ich diesen Morgen bei Ihnen gewesen bin. Es soll nicht scheinen, als ob Sie mich unterstützten... Nein, das dulde ich nicht. Wie komme ich zu Ihnen, wenn ich Sie sprechen muß?“

Die Baronesse sann nach.

„Hier ist der Schlüssel zu dem Wiesenthore."

Sie nahm ihn vom Kamin und gab ihn der Alten.

„Danke, danke, mein liebes Kind!"

Die Baronesse wollte die Bettlerin in ihre Arme schließen. Sie wich zurück, aber sie überwand sich und drückte die zitternde Frau fest an sich. Sabine weinte laut.

„Nun muß ich fort, nun muß ich fort!" rief sie schluchzend.

Sie setzte ihren Stock in Bewegung und schwankte der Thür zu. Noch einmal wandte sie sich, sah die weinende Baronesse an und verließ den Saal.

„Wir sehen uns wieder!" murmelte sie. „Ich verlasse meine Enkelin nicht für immer . . . bleibe im Erlathale!"

Fünf Minuten später schlich sie über die Brücke des Flusses, ging über die Wiese, die Anton gehörte und schlug den Weg nach der Wohnung des Bienenvaters ein.

Die Baronesse hatte ihr vom Fenster aus lange nachgesehen. Nun trat sie zurück, legte die weißen Hände auf den wogenden Busen und flüsterte:

„Also ist es doch wahr! Meine arme Mutter trägt die Schuld an meiner Heirat nicht, sie war längst todt, als der traurige Bund geschlossen wurde. Und kannte der Vater die Abstammung seiner Frau? Wußte der alte Baron, wer ich war?"

Malwina eilte in ihr Boudoir, dessen Thür sie hinter sich schloß. Das war ein kostbarer, ein fürstlich eingerichteter

Raum. Vor den Fenstern, die nach dem Parke hinausgingen, breiteten sich Beete mit den seltensten Blumen aus. Eine Fontaine verursachte ein immerwährendes Rauschen, das die Stille des Orts angenehm unterbrach. Farbige Marquisen wehrten dem Eindringen der Sonnenstrahlen.

Die Baronesse holte eine Mappe aus dem verborgenen Fache ihres Sekretärs, den sie stets sorgfältig verschlossen hielt. Hastig prüfte sie einzelne Papiere, die in ihrer Hand zitterten. Ihre Augen glühten, ihr Busen wogte heftig. Ungestüm warf sie die Blätter bei Seite, die ihren Erwartungen nicht entsprachen. Sie stampfte mit dem Fuße, als immer noch nicht das rechte Blatt kam.

„Endlich! Endlich!“ rief sie. „Hier ist der Trauschein meiner Mutter . . . ich fand ihn unter den hinterlassenen Papieren. Juliane Siebold . . . da steht deutlich der Name. Aber Adoptivtochter . . . sie ist nicht die leibliche Tochter der Witwe. Und nun der Brief, der meinen Vater in eine so furchtbare Aufregung versetzte.“

Wir schalten hier eine Szene ein, deren Zeugin Malwina gewesen. Der Rittmeister von Rothenfels hatte durch die dringendsten Vorstellungen seine Tochter zu bewegen gewußt, dem alten Baron von Hirtenkron, der lüstern sich um das schöne, üppige Mädchen bewarb, die Hand zu reichen. Malwina kannte die Bedrängniß des Vaters, der falsche Wechsel ausgegeben hatte . . . prunkliebend und verschwenderisch wie sie war, ließ sie sich leicht bereden, sie reichte dem cynischen Greise, der wie ein jun-

ger Fant für sie schwärmte, unter der Bedingung die Hand, daß er dem Vater sofort eine namhafte Summe zahlte, die Wechselangelegenheit verschwieg und seine Gattin zur Universalerbin einsetzte, wenn er, der Gemal, früher als sie mit dem Tode abginge. Die Trauung fand statt, man feierte sie auf der Villa Hirtenkron, die um jene Zeit vollendet war. Der Rittmeister befand sich natürlich unter den frohen Hochzeitsgästen. Am Morgen nach dem Feste kam ein Brief an. Malwina, die ihn dem Boten abgenommen, brachte ihn dem Vater, der in seinem Zimmer von von den Freyden des Gelages ausruhte Der Rittmeister las den Brief. Mit einem furchtbaren Fluche zerdrückte er das Papier, bleich und zitternd sank er in das Bett zurück. Den Brief zerriß er und verbarg die Stücke unter den Kopfkissen. Den ganzen Tag verließ er sein Lager nicht. Abends gelang es der Tochter, ein Stück des verhängnißvollen Biefes in die Hände zu bekommen. Die wenigen abgerissenen Zeilen konnte sie sich nicht erklären. Aber sie bewahrte das Papier auf, in der Hoffnung auch die übrigen Stücke zu erlangen. Am folgenden Morgen erklärte der Arzt, der Rittmeister liege am Typhus darnieder. Malwina suchte vergebens nach den übrigen Theilen des Briefes... acht Tage später begrub man den Rittmeister mit allen Ehren, die ihm, als dem Kämpfer in den Freiheitskriegen, gebührten. Seit jener Zeit hatte Malwina das Stück Papier aufbewahrt. Jetzt hielt sie es in der zitternden Hand. Sie las: „Ihre Tochter, die Enkelin desselben Mannes

... mein Lebensglück vernichtet ... mir Sabine entrissen durch ... das ist der Fluch, der auf jeder bösen ... Ich hätte es verhindern können ... aus Rache geschwiegen ... die eigene Tochter verkauft an ... der Baron von Hirtenkorn verdient... die schwache, leichtgläubige Sabine, die mich hätte glücklich ..."

Das waren die verhängnißvollen Zeilen. Malwina, die längst Argwohn geschöpft, konnte sie sich nach der Unterredung mit der Alten vollkommen deuten.

„Ja, das ist ein Fluch!" flüsterte sie. „Der Schreiber dieser Zeilen hätte den Vollzug der Ehe verhindern können; er hat es aus Rache unterlassen. Aber bin ich den strafbar? Habe ich eine Ahnung von der Verwandtschaft gehabt? Habe ich nicht ein Opfer gebracht, indem ich mich dem Willen des Vaters fügte?"

Der tückische Blick blitzte aus ihren Augen, der die Schönheit der Baronesse beeinträchtigte. Sie legte das Papier in das Fach zurück und verschloß den Sekretär.

„Wüßte ich doch, wer den Brief geschrieben!" dachte sie erregt. „Der Bankier sucht sich Sabinens zu versichern ... zu welchem Zwecke? Warum interessirt er sich für die dunkle Angelegenheit? Er kennt auch das Falsum, das mein armer Vater begangen ... er hatte die Wechsel ... meine Kapitale stehen im Bankhause ... Herr des Himmels, zu welchem Schlusse muß ich gelangen! Wenn der Mann einen Streich gegen mich zu führen, wenn er mich einzuschüchtern beabsichtigt! Eine Verbindung seines Sohnes mit mir

scheint in seinem Plane zu liegen . . . der Finanzmann spekulirt in Allem, was er thut. Es bedarf ja keiner Zwangsmittel, denn ich liebe Karl . . . er ist meine erste, meine innige Liebe, wozu ist das, wozu das Alles? Die Schüchternheit Karls wird zu besiegen sein... dann macht eine Heirat Alles gut. Aber wenn der sentimentale Karl erführe . . . nein, die Großmutter plaudert nicht. Und sie ist die Mutter meiner Mutter; wäre sie es nicht, sie würde diesen Heroismus nicht besitzen. Dessen ist nur die Mutterliebe fähig. Hätte ich sie nur nicht ziehen lassen, hätte ich sie in der Stille gehegt und gepflegt, daß sie der Welt entrückt würde... Aber sie sprach davon, daß ihre Entfernung nöthig sei . . . sollte der Mann noch am Leben sein, der einst durch den Verlust der Geliebten unglücklich geworden, der sich an mir, der Enkelin, gerächt? Sollte sie ihn zu beschwichtigen suchen? Jener Mann ist mein gefährlichster Feind! Wenn es Sabinen nicht gelänge, sich mit ihm abzufinden? Aber er hat doch geschwiegen, seit er den Brief abgesendet . . . er hat kein Lebenszeichen von sich gegeben! Mir bleibt nichts, als ruhig zu warten. Das ist eine gräßliche Lage! Ich kann nichts thun, um dem Ausbruch eines Sturmes vorzubeugen, der mich vernichten kann. Die Großmutter der Baronesse von Hirtenkron ist eine zerlumpte Bettlerin . . . und der Großvater..."

In einer Art Wuthanfall sank sie auf den nächsten Sessel. Sie konnte nicht weinen, aber sie bebte am ganzen Körper. Tausend Gedanken durchkreuzten ihren Kopf. So

hatte sie lange gesessen. Mancher Entschluß stieg in ihr auf; aber sie mußte alle verwerfen. Die Leidenschaftlichkeit ihres Charakters kämpfte mit der Klugheit. Ein Klopfen an der Thür störte die schmerzlichen Betrachtungen der Dame, die, stolz und herrisch, die Dinge kaum fassen konnte, die auf sie einstürmten. Nachdem sie ihren Kopfputz vor dem Spiegel geordnet und die Thränen getrocknet hatte, öffnete sie. Lottchen stand an der Schwelle.

„Was bringst Du?"

„Es ist Besuch angekommen."

„Wer?"

„Hier ist die Karte."

„Eugenie Balder!" rief die Baronesse.

„Die Dame wartet im Saale. Belieben sie, gnädige Frau, zur Toilette zu gehen?"

„So lange kann ich den lieben Gast nicht warten lassen."

Malwina eilte in den Saal, schloß die jauchzende Eugenie in die Arme, küßte sie, entschuldigte sich wegen der Morgentoilette und führte die Freundin in das Boudoir. Die Tochter des Bankiers war entzückt über den ihr gewordenen Empfang. Beide Freundinnen nahmen sich vor, den Tag gemeinschaftlich zu verbringen und Abends nach der Villa Balder zu fahren. Eugenie grüßte von dem Bruder, dem Vater und der Mutter. Gegen Mittag fuhren die Damen in einem zierlichen Kahne auf dem Weiher, der sich in der Mitte des herrlichen Parks ausbreitete.

Achtes Kapitel.

Ein altes und ein junges Liebespaar.

Die alte Sabine war rüstig weiter gewandert. Eine moralische Kraft mußte sie beseelen, denn sie rastete nicht; so rasch als es die al en Glieder erlaubten, trippelte sie durch das Thal, bis sie den Ackerhof Baumann's erreichte. Das große Thor stand offen. Die Hunde bellten, als Sabine den Hof betrat. Sie kümmerte sich nicht darum; ohne aufzublicken, schritt sie einer Thür neben dem Hause zu trat in den Garten und ging durch die Wege bis zum Bienenhause. Vater Baumann saß auf seinem Plätzchen vor der Laube, rauchte und beobachtete sinnend die Thätigkeit seiner summenden Freundinen. Er ward erst aufmerksam auf die Alte, als sie dicht vor ihm stand.

„Du bleibst lange!“ murmelte er.

„Da bin ich!“

Sabine ließ sich auf der Bank neb en dem Bienenvater nieder.

„Hast Du den Bankier gesprochen?“ fragte der Alte ohne den Gast anzusehen.

Das greise Haupt der Gefragten bebte; sie war erschöpft konnte nicht gleich antworten. Das kleine Bündel, das sie trug, glitt zu Boden. Ihre Hände stützten sich auf den Stock.

Baumann wartete mehrere Minuten. Eine eisige Kälte sprach sich in seinen Zügen aus. Mitunter sah er durch den Garten, als ob er sich vergewissern wollte, daß er allein sei:

„Sabine, hast Du gestern Abend den Bankier gesprochen?“ wiederholte er.

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Weil es nicht nöthig war.“

„O, ist eine Aenderung eingetreten?“

„Still, Ernst, still! Der Bankier kümmert uns nicht. Ich kenne ihn nicht, will ihn auch nicht kennen. Wenn ich ihm in der Spinnerei gesagt habe, daß Juliane meine Tochter ist . . . Ich habe gelogen. Ja, das habe ich. Man kann schon etwas aus Zorn sagen... ich habe gar keine Tochter.

„Sabine!“

„Nein; und das behaupte ich Jedem, der mich fragt.“

Der Bienenvater lächelte ironisch.

„Willst Du Dich auf Deine alten Tage noch rein brennen?“

Sabine hob ihren Stock empor.

„Ernst beleidige mich nicht! Ich habe keine Tochter gehabt . . . Du bist ein böser Mensch, wenn Du anders behauptest. Ich strafe Dich Lügen. Bin ich auch alt, so kann ich doch noch reden.“

Baumann legte seine Elbogen auf die Knie, sah die die Alte an und fragte:

„Sabine, hast Du noch ein Gedächtniß?"

„Ich weiß, daß Du ein böser Mensch, daß Du mein Feind bist. Und ich bin Deine Feindin. Du hast mich hierher beschieden, um mir Geld zu zahlen; Aber ich will kein Geld, Ernst, ich will Dir Alles schenken, wenn Du mir einen Eid schwörst."

„Oho!"

„Du klebst am Gelde, kannst Dich von dem Silber nicht trennen... ich will nicht einen Kreuzer wenn Du schwörst."

„Sprich, was soll ich schwören?"

„Daß Du nie sagst, ich habe eine Tochter gehabt. Du hast mich damals beleidigt, hast mich im ungerechten Verdachte gehabt und das wiederhole ich Dir tausendmal, Ernst, und schweige, ich rathe es Dir.

Der Bienenvater legte seine Pfeife auf die Bank.

„Du willst wissen, warum ich Dich herbeschieden?" fragte er. „Das sollst Du erfahren... Weißt Du noch Alte, als wir Beide jung waren? Du warst ein schönes Mädchen, eine schmucke Wirthschafterin auf dem Gute des Barons von Hirtenkron. Aber auch ich war ein schmucker Bursche, der ich als Oekonomieverwalter auf demselben Gute diente. Ich hatte die hübsche Sabine gern, die von Morgens früh bis Abends spät thätig war. Ich hatte sie so gern, so lieb, daß ich nur an sie dachte, nur sie vor mir sah, ich mochte sein, wo ich wollte. Das sagte ich ihr, und sie sagte mir wieder, daß sie mich eben so lieb habe. Ich

hätte mein Leben für diese Sabine gegeben, die ich für treu, rechtlich und brav hielt. Sie schwor mir, daß sie keinen Andern zum Manne haben wollte, als mich. Und ich gab ihr das heilige Versprechen, daß nur sie meine Frau werden sollte. Das haben wir uns oft geschworen, wenn wir Abends durch den stillen Garten gingen. O, da war ich so glücklich, daß mir die Brust zerspringen wollte vor Freude und Lust. War das eine Zeit! Die Erde sah mir ganz anders aus, viel schöner als heute. Und wenn ich Sonntags mit Sabinen zur Kirche ging, da sah ich sie als Braut, mich als Bräutigam vor dem Altare. Wie schön, dachte ich, muß ihr der Myrthenkranz stehen und das seidene Brautkleid! Wir machten schon unsere Pläne, wollten ein Gütchen kaufen, Sabine gab mir ihre Ersparnisse, die ich zu den meinigen legte; mit der ganzen Summe trieb ich einen Kornhandel, um zu verdienen. Und ich verdiente auch, das Glück war mir günstig. Eine kleine Erbschaft, die ich machte, kam dazu meine Kasse füllte sich immer mehr. Noch ein Jährchen, und ich hatte soviel, daß ich sagen konnte: Sabine, jetzt folge mir in unsern Ackerhof. Da kam der junge Baron von Hirtenkron aus der Stadt, um den Herbst auf seinem Gute zu wohnen und zu jagen. Er war ein schöner Gardeoffizier uud lustig und froh wie nur irgend einer seiner Kameraden. Der sah die schöne Sabine, sie mochte ihm wohl gefallen. Und Sabine vergaß die Liebe und Treue, die sie mir geschworen. Der Gardeoffizier gefiel ihr besser als der Oekonomieverwalter, der im schlichten Rocke auf den Feldern

umherritt und ein braunes Gesicht von Wind und Wetter hatte. Mich wandelte wohl die Eifersucht an, wenn ich sah, daß Sabine in den Zimmern des gnädigen Herrn zu thun hatte, aber ich hielt sie doch für rechtlich und treu und schämte mich, Verdacht auf sie zu werfen.

Tausendmal habe ich ihr im Stillen das Unrecht abgebeten, das ich ihr angethan. Wenn ich sie hören und sehen, wenn ich sie berühren konnte, war Alles gut. Ihr blaues lachendes Auge konnte nicht lügen, ihre sanften Züge bargen keinen Verrath. Und doch war ich froh, als der Baron nach der Stadt zurückkehrte. Da war mir ein Stein von der Brust genommen, ich athmete auf und nahm mir vor, im nächsten Frühjahre Hochzeit zu machen. Sabine sollte nie wieder dem Baron unter die Augen kommen. Es wurde Frühjahr, und ich wollte das Gut kaufen. Da fuhr eines Morgens der Baron in den Hof. Gleich darauf ließ er mich rufen. Ich weiß nicht, woher es kam… angstvoll trat ich in das Zimmer. Der gnädige Herr drückte seine Freude darüber aus, daß ich Sabinen heiraten wollte und erklärte sich bereit, seiner Wirthschafterin ein Vorwerk als Heiratsgut zn schenken, ein Gut, das seine zwanzigtausend Thaler werth war. Die Generosität des Herrn kam mir verdächtig vor. Ich glaubte in den Erdboden sinken zu müssen. „Baumann“, rief der Baron, „genügt Ihnen das Gut nicht? Wählen Sie ein anderes, größeres; aber heiraten Sie sobald als möglich. Sie verstehen mich. Ein Oekonom der kein Gut hat, ist ein trauriger Mensch; Sie sollen Amt-

mann werden. Was wir gesprochen, bleibt unter uns. Verstehen Sie mich denn nicht, Herr Amtmann?" Und dabei schlug er mich freundlich auf die Schulter. Der Schlag ging mir durch Mark und Bein. Ich konnte nicht sprechen, konnte nicht gehen; mein ganzer Körper war gelähmt. Was der Baron weiter sprach, habe ich nicht mehr gehört. Ich weiß auch nicht, wie ich über den Hof in mein Zimmer gekommen bin. Aber das weiß ich, daß Sabine eintrat und sich schreiend vor mir niederwarf. Ich wies sie ab, schnürte mein Bündel und verließ das Rittergut. Im nächsten Dorfe wohnte ich bei einem alten Vetter. Alles war vorbei, Alles, ich hatte keine Lust mehr zu leben. Ich habe lange krank gelegen. Da hörte ich, daß Sabine bei der Schulmeisterswitwe wohnte und Mutter eines Mädchens geworden sei. Meine Braut war also entehrt, und ich war unglücklich, elend für das ganze Leben. Sabine, die ich mit meinem Herzblute geschützt hätte, mußte sich verbergen wie eine Sünderin. Ich habe oft hinter dem Zaune gelauscht, wenn sie in der warmen Herbstsonne spazieren ging. Sie war immer noch schön . . . und ich hatte sie verloren, der Baron hatte sie mir geraubt. Ich haßte Mann, den Räuber meines Glücks, und damals schwor ich mir an ihm Rache zu üben. Sabinen bedauerte ich, sie hatte sich verblenden lassen und mußte mehr leiden als ich. Sie war ja mit Schmach beladen und durfte nicht hoffen, die Frau eines ehrlichen Mannes zu werden. Ich hatte keinen anderen Gedanken als den an Rache. Mit den Menschen wollte ich nichts mehr zu

schaffen haben; ich wandte mich zu den Thieren, und trieb Bienenzucht. Sabine die sich durch äußeren Glanz hatte verblenden lassen, war verschwunden. Man sagte, sie sei nach der Stadt zu dem gnädigen Herrn gegangen, der für sie nun sorgen solle. Die Schulmeisterswitwe, eine schlaue Person, gab das Kind Sabinen's für ihre Adoptivtochter aus, und dabei lebte sie herrlich und in Freuden. Juliane ward ein schönes Mädchen; das Herz wollte mir zerspringen, wenn ich sie zufällig sah, denn sie war ganz das Ebenbild der Mutter. Man brachte sie nach der Stadt, ließ sie vornehm erziehen und machte eine Dame aus ihr. Als sie zurückkam, hieß sie Fräulein Sieboldt. Niemand dachte mehr an Sabinen, die verschwunden war. Da lernte Herr von Rothenfels, die schöne Juliane kennen. Er lag als Offizier bei uns im Quartier. Der Mann war Feuer und Flamme. Er kaufte sich die Braut von der Witwe und heiratete sie. Sabinen's Tochter war eine gnädige Frau geworden. Ich verheiratete mich um jene Zeit mit einer rechtschaffenen Bauerstochter, denn ich wollte die Ungetreue ganz vergessen, die mich betrogen hatte. Da begegnete mir einmal der Baron von Hirtenkron, der Zerstörer meines Glücks. Er war wieder auf der Jagd. Um einen Hasen zu schießen, ritt er über mein wohlbestelltes Feld.

Ich verbot ihm das. Es kam zum Wortwechsel und der gnädige Herr, der ein ganzes Rudel lustiger Gesellen bei sich hatte, gab mir einen derben Schlag mit der Reitpeitsche. Die Gesellschaft jagte lachend davon und ich stand,

gedemüthigt und geprügelt, auf meinem zertretenen Felde. Was ich damals empfand, kann ich nicht sagen. Ich verklagte den Mann, der mich gemißhandelt hatte, und verlangte Schadenersatz. Der Prozeß dauerte fünf Jahre; ich verlor ihn, weil keiner der Herren die Prügel gesehen haben wollte, die ich empfangen und mußte die Kosten bezahlen. Noch mehr: für meine Aeußerung vor Gericht, die mir der Groll entrissen, und die den gnädigen Herrn Baron beleidigte, mußte ich einen Monat in das Gefängniß wandern. Offen konnte ich gegen meinen Feind nicht auftreten; so beschloß ich denn, heimtückisch zu verfahren. Ich lebte mit meinem Weibe nicht glücklich; als es starb, vermachte es Anton das Vermögen, um mich zu kränken. Der Baron chikanirte mich wie er konnte, denn er haßte mich. Er warf mir einen Prozeß auf den Hals wegen einiger Furchen Ackers, die er mir streitig machen wollte. Ich verlor und mußte zum zweiten Male bezahlen, daß mir Hören und Sehen verging. Der reiche Mann brachte mich um mein sauer erworbenes Eigenthum. Tausende mußte ich den Advokaten und Gerichten geben.

Mein Leben war Aerger und Verdruß, Jammer und Noth. Da muß das beste Herz verhärten, muß sich vor den Menschen verschließen und keinem mehr wohlwollen. Ich habe oft geschäumt vor Wuth, oft geweint über die treulose Sabine, die Schuld an all meinem Elende war. Da kam einmal eine Bettlerin, es war Sabine. Sie forderte das Geld zurück, das sie mir einst übergeben hatte.

Ich wies sie an den Baron, der mich um die Hälfte meines Vermögens gebracht, ihretwegen. Sollte ich auch sie noch bezahlen, die mich so grenzenlos elend gemacht? Der alte Mann dachte anders als der junge. Der reiche Mann hat mehr Geld als der arme gemißhandelte Bauer. Sabine drohte; sie schalt mich sogar einen Betrüger, aber sie nahm ein Geldgeschenk an, das sie als Abschlagszahlung betrachtete. Dann kam sie wieder und forderte große Summen. Ich wollte sie in ein Armenhaus kaufen; das war kein Vorschlag für die Geliebte des Barons, der damals noch lebte. Sie verließ mich, Drohungen und Verwünschungen aussprechend; sie wollte mich sogar in das Zuchthaus bringen. Meinetwegen; der Baron kann zahlen, der reicher ist als ich. Warum weist er die schöne Sabine ab, die er einst so sehr geliebt, die ihm die Ehre geopfert hat? Nun blieb es eine Zeit lang ruhig. Ich sah den Baron, den alten Wüstling, wenn er auf seine Güter kam.

Er hatte sich nicht geändert, allen hübschen Mädchen stellte er nach. Um jene Zeit war auch der Rittmeister von Rothenfels wieder sichtbar, der seine Juliane verloren hatte. Der Mann konnte sich vor Schulden nicht retten. Ich kaufte ihm einige Ackerstücke ab, die an die meinigen grenzten. Durch diesen Handel wurde ich mit ihm bekannt. Er besuchte mich und da er mich für reich hielt, wollte er zwanzigtausend Thaler von mir leihen. Ich mußte lachen über den gnädigen Herrn. „Können Sie die Schuld je zurückzahlen?“ fragte ich ihn. „Mit hohen Zinsen!“ antwortete

er. Um mich zu kirren, theilte er mir mit, daß seine Tochter Malwina den reichen Baron von Hirtenkorn heiraten werde, daß der Schwiegersohn die Schulden des Schwiegervaters bezahle, und daß ich ein gutes Geschäft machen könne. Entsetzt starrte ich den Mann an, der einen solchen Heiratsplan ersonnen. Der Baron von Hirtenkron war älter als der Herr von Rothenfels. Schon wollte ich ausrufen „der Großvater soll die Enkelin heiraten?“ Da tauchte ein Gedanke in mir auf, der mich vor Freude zittern machte. Die Rache war gefunden; ich konnte mich an dem Todfeinde rächen und auf eine Weise, wie sie in der Welt noch nicht geschehen. Hätte es mein Vermögen gekostet, die Heirat mußte zu Stande kommen. So war es möglich den alten Sünder gründlich zu vernichten!“ rief Baumann, der die Pfeife ergriffen hatte und die Asche aus dem Kopfe derselben klopfte. „Oh, das war Wasser auf meine Mühle! Nun forderte ich einige Sicherheit von dem Heiratsspekulanten. Er brachte mir zwei Wechsel, die der Baron von Hirtenkron acceptirt hatte. Das kam mir seltsam vor . . . Der Baron hat Geld, dachte ich, konnte er nicht gleich zahlen, statt Wechsel zu acceptiren, die nach einem Jahre völlig waren?“ Ich stellte mich dumm und glaubte dem Manne, der versicherte, daß Zahlung erfolge, sobald der Baron Malwinen geheiratet habe. So zahlte ich denn, verkaufte aber die Wechsel dem Banfier Balder, mit dem ich in Geschäftsverbindung stand. Hörst Du auch Alles, Sabine?“ Baumann fuhr fort, als die Alte ernst mit dem Kopfe genickt hatte:

„War die Unterschrift der Wechsel falsch, wie ich vermuthete, so konnte ich den Rittmeister zwingen, seine Tochter dem Baron zu verkaufen und war sie echt, so mußte der Baron zahlen. In Verlust konnte ich demnach nicht gerathen. Die Sache ging gut. Der Bankier kam dahinter, daß die Wechsel falsch waren, er hatte mit dem Baron gesprochen, ohne ihm zu eröffnen, daß ich betheiligt sei. Das war wieder Wasser auf die Mühle des Barons, der Malwinen zwang, ihn zu heiraten. Die falschen Wechsel waren verschwunden und der Bankier forderte von mir, daß ich die Angelegenheit verschweige, was ich versprach. Die Hochzeit war da drüben gefeiert. Ich sah durch die Stäbe des Gitters, als der alte Bräutigam mit der jungen Braut im Garten spazieren ging. Da hatte ich ihn, den Elenden, in der Schlinge. Mit seinen Millionen konnte er die abscheuliche That nicht ungeschehen machen, die nun fix und fertig war. Der Großvater hatte die Enkelin geheirathet! Ich hätte es verhindern können, wenn es mein Willen gewesen wäre! Ich habe es nicht verhindert, aus Rache! Am Tage nach der Hochzeit schrieb ich einen Brief an den Rittmeister, der ihm sagte, wer seine verstorbene Juliane gewesen. Was weiter geschehen weiß ich nicht; aber der Rittmeister starb acht Tage nach der Hochzeit. Der Baron reiste mit seiner Frau nach Italien und ließ sich in unserer Gegend nicht wieder sehen. Ich hatte mich vergebens darauf gefreut, ihm unter die Augen zu treten. Im vorigen Sommer kam seine Witwe hier an . . . sie hat alle Güter ihres Mannes geerbt. Meine

Rache ist theilweise mißlungen . . . ich weiß nicht, ob der Rittmeister seinem Schwiegersohn Aufklärung gegeben hat. Aber ich kann heute noch beweisen, daß Malwina die Enkelin Sabinens ist. Nun weißt Du Alles."

Sabine regte sich jetzt. Sie trocknete mit der verschossenen Kattunschürze die Thränen aus den Augen.

„Ernst, was für ein Mensch bist Du geworden!" rief sie schluchzend.

„Zu dem, was ich bin, hast Du mich gemacht!" sagte ruhig der Bienenvater, der den Kopf seiner Pfeife mit frischem Tabak füllte. „Du und der Baron!"

Die Alte weinte laut. Dann rief sie schluchzend:

„Ich habe gräßlich gebüßt für meinen Leichtsinn!"

„Meine Qual war noch eine größere."

„Hätte ich mich doch damals in den Fluß gestürzt! Aber ich trug ja ein Kind unter dem Herzen . . ."

„Laß das Sabine!" rief kalt der Bienenvater. „Du hast schändlich an mir gehandelt, die Du mein Alles warst auf dieser Erde. Jetzt empfinde ich nichts mehr; mein Herz ist alt und hart geworden. Ich empfinde nichts mehr als das Bedürfniß nach Geld und Gut. Mein Sohn, mein Anton, soll reich werden. Das Vermögen des Barons muß ihm zufallen. Dann ist meine Rache befriedigt. Für meinen Sohn habe ich gearbeitet und gespart. Gehe zu Deiner Enkelin Sabine und sage ihr . . ."

Sabine stieß mit dem Stocke auf die Erde.

„Ich habe keine Enkelin!" rief sie kreischend.



„Oh, oh, willst Du mich schon wieder betrügen? Seht doch!"

„Meine Tochter ist längst gestorben!"

„Lügnerin!"

„Ernst, ich gehe zu dem Gericht . . ."

„Meinetwegen"

„Ich klage Dich an . . ."

„Mit einer Lüge. Geh', geh'!"

„Ich kann beweisen . . . ja ich kann es . . . und ich werde es... Du zwingst mich dazu, Du herzloser Mensch! Warum hast Du gezittert wie ein Espenblatt, wenn Du mich gesehen?"

Baumann strich mit der Hand über das Gesicht.

„Warum sollte ich zittern? Du bist mir gleichgiltig, ich hasse Dich nicht einmal."

„Und ich habe Dich immer geliebt . . ."

„Schlaue Betrügerin."

„Soll ich Dir es beweisen? Du hast recht gethan, mich zu verabscheuen und ich fühlte mich so schuldbeladen, daß ich Dir nicht unter die Augen treten konnte. Ich bin mit meiner Schmach entflohen."

Baumann hatte seine Pfeife in Brand gesetzt. Er rauchte rasch und heftig, weil er erregt war. Blaue Wolken hüllten seinen Kopf ein.

„Jetzt weißt Du, was Du wissen sollst!" rief er ungeduldig. „Als ich Dich das letzte Mal sah, an der Gartenthür, war ich erschreckt, weil ich geglaubt, Du wärst

gestorben. Um Dich los zu werden versprach ich Dir Geld . . . ich zahle Nichts!"

„Ich fordere auch kein Geld."

„So geh!"

„Ernst!" rief drohend die Alte.

„Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen."

„Und doch wohl . . . weise mich nicht ab, reize mich nicht zum Zorn! Deine Rache ist noch nicht gekühlt, ich merke es Dir an. Vergiß nicht, daß auch ich alt geworden bin, daß ich Menschen und Dinge verachten gelernt habe. Unternimm nichts gegen mich . . . das rathe ich Dir. Aber ich sehe schon, Bitten fruchten nichts bei Dir . . . gut, so sollst Du mich fürchten. Dann wirst Du auch begreifen, warum ich nicht unter Deinem Dache bleiben wollte, warum ich es vorzog, weiter zu wandern."

Sabine deutete mit dem Stocke nach dem Hause.

„Siehst Du das Fenster dort zwischen den Weinreben?"

Es war das Fenster des Schlafzimmers Baumanns.

„Was ist's mit dem Fenster?" fragte der Alte. „Was kümmert Dich das Fenster?"

„Da erschrickst Du schon wieder!"

„Weib!"

„Das böse Gewissen erwacht!" zischelte sie ihm zu.

„Weib!"

„Wie Du zitterst, wie Du mich anstarrst! Von diesem Fenster will ich Dir eine Geschichte erzählen. Es war

nicht immer wie es jetzt ist ... es war größer und lag tiefer, auch die Eisenstäbe fehlten. Eine Bank stand darunter. Einst kam ich in der Nacht hier vorüber ... die Gartenthür stand offen ... ich schlich hinein, um mir ein Obdach zu suchen ... da sah ich dort Licht ... drüben im Dorfe schlug es elf Uhr ... ich wollte Dich um eine Nachtherberge bitten und sah durch das Fenster ... Ernst Baumann hatte die Diele aufgerissen und warf ein todtes Weib in das Loch, das er gegraben. Dann warf er Erde hinein und deckte das Brett darauf. Nicht wahr, ich habe doch recht gesehen? Dann stand der Bienenvater und lachte, indem er ausrief: „Da liegt das falsche Weib, das mich unglücklich gemacht hat!" Das Licht erlosch und ich ging weiter. „Der alte Baumann war ein Mörder!"

„Sabine!" stammelte der Bienenvater.

„Soll ich dem Gerichte sagen, was ich gesehen habe?"

„Du hast nichts gesehen!"

„Soll ich den Fußboden in Deiner Kammer aufreißen lassen? Mörder und Du willst verrathen, daß meine Enkelin den Baron geheiratet hat? Sprich ein Wort und die Gerichte dringen in Dein Haus! Begreifst Du nun, daß Dein Leben in meiner Hand lag? Ich habe geschwiegen, weil ich unserer Jugendzeit gedachte, weil ich Dich leichtsinnig um Dein Lebensglück gebracht. Willst Du nun noch Dich an meiner Enkelin rächen?"

Baumann stützte sich mit beiden Händen auf die Bank. Seine Pfeife war zu Boden gesunken. Bleich und

starr wie eine Statue sah er nach dem Fenster, das von den frischgrünen Blättern des Weinstocks bedeckt ward. Nach und nach kehrte Leben in ihn zurück."

„Weißt Du, für wen ich das Weib hielt?" fragte er.

„Nein."

„Für Dich, Sabine! Es stieg in das Fenster . . . es wollte mich bestehlen . . . da schlug ich mit dem Beile zu. Ich konnte nichts anders . . ."

Die Alte schauderte heftig zusammen.

„Hättest Du mich getroffen!" murmelte sie. „Ich habe es verdient, von Deiner Hand zu sterben und mir war das Leben eine Last!"

„Meinst Du, ich fürchte mich vor Dir?" fuhr plötzlich der Bienenvater auf. „Die Diebin hat einen ganzen Tag in meiner Kammer gelegen . . . Bienen waren durch das Fenster gekommen und Fliegen . . . ich wollte erst der Obrigkeit Anzeige machen; aber ich scharrte die Leiche ein. Darum erschrak ich, als ich Dich hinter dem Zaune sah. Ich hatte die Unrechte getroffen."

Baumann lächelte unheimlich. Alle Furchen seines gelben Gesichts zeigten sich . . . Der Schreck schien ihn völlig verlassen zu haben.

„Sabine, ich werde schweigen. Du gehst zu der Baronesse und sagst ihr, daß sie meinen Anton heiratet. Wenn sie den alten Baron genommen hat, kann sie auch meinen Sohn nehmen, der ein schöner wackerer Bursche ist. Du bist die Großmutter, Dir muß sie folgen."

Die Alte sah erstaunt den Bienenvater an. Dieser Vorschlag mochte ihr gefallen.

„Mein Sohn soll eine reiche Partie machen!" sagte Baumann bestimmt. „Ich will, daß er Rittergutsbesitzer werde. Dann bin ich zufriedengestellt und grolle dem Baron nicht mehr, der mein ganzes Leben elend gemacht hat. Weigert sich die Baronesse, so mache ich dem Gerichte Anzeige. Auch Du kannst thun was Du willst ... mir ist es gleich. Ob ich auf dem Bette sterbe oder sonst wo ... sterben muß ich doch bald, meine Tage und Stunden sind gezählt. Wie die Bienen heute schwärmen! Ist denn der Teufel los?"

Er griff wieder zu seiner Pfeife. Dann ging er an dem Bienenhause hin, kam zurück und setzte sich auf die Bank. Sein braunes Gesicht war mehr als kalt und ausdruckslos; es verrieth die Stumpfsinnigkeit des Alters.

Sabine war aufgestanden.

„Ernst," fragte sie mit bewegter Stimme, „wo ist Dein Sohn?"

„In den Feldern. Er ist schon früh ausgegangen, ich weiß nicht, wann er zurückkehrt. Willst ihn wohl sehen, um zu wissen, ob er für die Baronesse paßt? Anton ist der beste Bursche im ganzen Thale; er kann schon den Baron spielen. Nun geh Sabine, mache Deine Sache gut. Wenn Du mich sprechen willst, weißt Du, wo Du mich findest. Ich sitze den ganzen Tag bei meinen Bienen."

Die Alte nickte mit dem Kopfe. Ihr Gesicht strahlte in einem seltsamen Ausdrucke. Ohne ein Wort zu sprechen,

verließ sie den Garten, ging über den Hof uvd verschwand zwischen den Bäumen.

Um dieselbe Zeit befand sich Hedwig bei dem Invaliden; sie hatte dem Greise wiederum einige kleine Geschenke gebracht und sich nach seinem Befinden erkundigt. Vater Georg war bis zu Thränen gerührt. Seine Dankesergießungen unterbrach Anton Baumanu, der plötzlich in den Garten trat. Bestürzt sah er Hedwig, die neben dem Invaliden auf der Bank saß. Sie erhob sich und reichte ihm erröthend die Hand. Anton war ja ihr Lebensretter. Er gab dem Invaliden den Auftrag einige Fischkörbe zu flechten. Die geschäftliche Angelegenheit war bald beendet und das Gespräch stockte. Hedwig schickte sich zum Gehen an; sie versprach bald wiederzukommen. „Aber recht bald!“ rief der Invalide. Sonst komme ich zu dem Fräulein nach der Mühle.“

„Ich habe wohl gestört?“ fragte Anton.

„Nein!“ antwortete Hedwig. „Ich freue mich im Gegentheil, daß ich den Herrn Nachbar einmal sehe.“

Anton zitterte heftig. Wie schön war Hedwig in ihrem leichten Sommerkleide, das die reizenden elastischen Körperformen deutlich abzeichnete. Und sie war für ihn verloren; er mußte die Hoffnung aufgeben, je das Mädchen als Gattin zu besitzen, das er lange im Stillen glühend geliebt hatte. Wie betäubt stand er vor ihr, vergessend, das er beobachtet wurde; er dachte nur an die trostlose Zukunft, an den unermeßlichen Verlust. Hedwig schwankte in peinlicher Unentschlossenheit; sie, die gute Tochter, hätte ihn so gern

wegen der Wiese befragt, denn ihr Vater war tief bekümmert und hoffte Rettung von dem jungen Nachbar. Der Buchhalter hatte ihr ja mehr als einmal die Verhältnisse klar gemacht, hatte versichert, daß der brave Anton sie innig liebe und ihrer Gegenliebe werth sei. Ein tiefes Mitleid bemächtigte sich ihrer mit dem jungen Manne, der verwirrt ihr zur Seite stand. Es war ihr unmöglich, Abschied zu nehmen und zu gehen. Anton verdiente die zartesten Rücksichten. Aengstlich fragte sie:

„Können wir einen Theil des Weges gemeinschaftlich gehen?"

„Ja!" sagte Anton. „Wenn Fräulein Hedwig meine Begleitung wünscht . . . ich versäume Nichts."

„Recht so!" rief der Invalide. „Herr Baumann weiß schon, was er zu thun hat. Als ich noch ein gewandter Husar war, da ließ ich mir keinen Weg verdrießen wegen eines hübschen Mädchens."

Der gut gemeinte Scherz des Alten traf Beide wie ein Donnerschlag. Hedwig senkte verwirrt die Augen und Anton fuhr mit dem Taschentuche über das Gesicht, um den Angstschweiß zu trocknen. Er wäre lieber allein geblieben mit seinem Schmerze, den er kaum verbergen konnte.

„Adieu, Vater Georg!" rief er aus. „Macht mir die Fischkörbe recht fest; ich will sie an unserer Wiese in den Fluß legen."

Hedwig reichte dem Invaliden die Hand; sie konnte nicht sprechen. Dann ging sie an der Seite Anton's den

Hügel hinab bis in die Schlucht, wo der Weg schmäler ward. Hier ging sie voran. Anton folgte. Es war ihr lieb, daß die Oertlichkeit ein Gespräch verhinderte; sie konnte sich sammeln. Auch der junge Landwirth erhielt seine Fassung zurück. Als sie aber auf die Wiese kamen, wo sie neben einander gehen konnten, mußte das Gespräch beginnen. Gelegenheit dazu boten zwei Männer, die mit Ausmessungen beschäftigt waren.

„Was ist das?“ fragte Hedwig indem sie ängstlich stehen blieb.

Anton sah nach dem Flußufer.

„Der Ingenieur des Kommerzienraths!“ murmelte er. Ich kenne den Mann ...“

„Ist denn die Wiese verkauft?“ fragte Hedwig zitternd, kaum hörbar.

„Ich weiß nicht darum ... mein Vater müßte denn eigenmächtig gehandelt haben ... oder der Kommerzienrath setzt voraus, daß der Abschluß nicht fehlen wird. Dort kommt er selbst ... sein Sohn ist bei ihm.“

„Herr Baumann, verschweigen Sie mir nichts ... ist die Wiese verkauft?“

„Nein!“ antwortete bestimmt der junge Mann. „Ich habe meine Einwilligung nicht dazu gegeben.“

Hedwig's reizendes Gesicht hatte sich entfärbt.

„Ich habe ja kein Recht danach zu fragen!“ flüsterte sie.

„Sie haben das Recht ...“

Das junge Mädchen schüttelte schmerzlich das Haupt.

„Nein, ach nein!“

„Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen versprochen habe. Und dieses Versprechen gibt Ihnen ein Recht ... Ein Ehrenmann hält sein Wort! Mein Vater mag den Verkauf in Aussicht gestellt haben; ich gebe nie meine Einwilligung.“

Anton hatte, trotzdem seine Stimme vor Erregung schwankte, entschieden und fest gesprochen.

Hedwig sah nach dem Flusse.

Der Ingenieur vermaß wirklich das Ufer. Der Kommerzienrath sah der Arbeit zu. Karl stand ihm zur Seite.

„Das sind erbärmliche Leute!“ murmelte Anton entrüstet. „Könnte ich den Vater von einer Frevelthat nicht abhalten, so würde ich mich von ihm trennen.“

Hedwig erschrak von Neuem.

„Sie werden sich unseretwegen nicht mit Ihrem Vater entzweien, Herr Baumann. Es hieße die nachbarliche Gefälligkeit mißbrauchen, wollten wir Ihnen zumuthen ein vortheilhaftes Geschäft von der Hand zu weisen. Auch wüßte ich kein Mittel, Ihnen ein Aequivalent zu bieten... außer dem innigsten Herzensdanke ...“

„Das ist wahr und aufrichtig gesprochen!“ sagte Anton.

Hedwig sah ihn mit ihren thränenfeuchten Augen wehmüthig an.

„Denken Sie unserer!" flüsterte sie bewegt.

„Hedwig, bauen Sie nur auf mich allein?" fragte Anton „Haben Sie keine andere Kraft, die Ihnen zur Seite steht?"

„Ich weiß es nicht . . ."

„Die Lage ist sehr ernst. Ich habe diesen Morgen Ihren Vater gesehen . . . von Sorgen gedrückt ging er durch den Garten . . . er ist in der letzten Zeit sichtlich gealtert . . . mir blutet das Herz beim Anblicke des Opfers, das sich die Spekulation ausersehen . . . Hedwig, wäre ich der Sohn des Kommerzienraths, ich hätte längst . . ."

Er unterbrach sich. Der Eifer hatte ihn zu weit geführt.

Die arme Hedwig weinte bitterlich. Anton hatte genug gesagt, um verständlich zu sein.

„O, wie beklage ich Sie!" rief der junge Mann. „Kommen Sie, kommen Sie; beruhigen Sie Ihren Vater . . . von unserer Seite soll ihm keine Gefahr drohen. Aber auch dem Kommerzienrath werde ich die Hoffnung zerstören. Er soll wissen, wie er mit mir daran ist!"

Nun ging er rasch über die Wiese. Nach zwei Minuten schon hatte er die Männer erreicht.

„Was geschieht hier?" rief er laut. „Ich fordere, daß hier augenblicklich die Pfähle ausgerissen werden. Wer hat Ihnen Erlaubniß dazu ertheilt?"

Der Kommerzienrath trat ihm entgegen.

„Der Gutsbesitzer Baumann!"

„Die Wiese ist mein Eigenthum.“

„Wer sind Sie?“

„Anton Baumann. Ich fordere, daß Sie sich mit Ihren Leuten auf der Stelle entfernen. Der alte und schwache Vater hat über mein Eigenthum nicht zu verfügen.“

„Mein junger Freund, Sie sind sehr heftig. Die Verhandlungen über den Verkauf der Wiese sind bis zum Abschlusse gediehen ... auch habe ich die Erlaubniß, vorläufige Messungen . . .“

„Geben Sie Ihren Plan auf, Herr Kommerzienrath!“ rief Anton, der vor Erregung am ganzen Körper bebte. „Meine Wiese bleibt Wiese und so lange ich lebe wird keine Papierfabrik hierher gebaut. Wer mich kennt, weiß, daß ich Wort halte!“

Der Kommerzienrath lachte höhnend.

„Vielleicht zu Gunsten der Dame dort, mit der Sie aus den einsamen Bergen kommen? Beruhigen Sie sich... Wenn Sie mir heute nicht gestatten Ihre Wiese zu betreten, so werden sie mich in der nächsten Zeit darum bitten.“

„Sie täuschen sich mein Herr!“

Jetzt hatte Karl Hedwig erkannt, die langsam auf dem quer über die Wiese ziehenden Fußpfade weiter gegangen war. Die Bemerkung des Vaters hatte ihn wie ein Blitzschlag getroffen. Da stand der stattliche Landwirth, der sich des bedrängten Papiermüllers so eifrig und energisch annahm. Nur die Liebe zu dem reizenden Mädchen konnte

ihn veranlassen als Schützer aufzutreten. Und Hedwig hatte sich an ihn gewandt, weil sie von ihm die wirksamste Hilfe für den Vater erwarten konnte. Der Gedanke, „Hedwig ist mir ungetreu geworden aus Eigennutz“ schloß die furchtbaren Reflexionen, die in ihm aufstiegen.

Er konnte sich nicht entschließen, offen auf die Seite Hedwig's zu treten. Der Kommerzienrath winkte seinem Ingenieur. Dann trat er zu dem jungen Manne.

„Sie verfahren unbedacht!“ flüsterte er ihm zu. „Könnten Sie die Verhältnisse überschauen, Sie würden anders handeln. Wollen Sie Ihren Vater in's Verderben stürzen?“

Anton erinnerte sich des Gespräches, das er in der Nacht mit dem Vater gehabt. Der alte Mann hatte im halbwachen Zustande von einem Verbrechen gesprochen.

„Was wollen Sie andeuten?“ fragte er betreten.

„Berathen Sie mit ihrem Vater. Er mag Ihnen sagen, daß sie sich meinen Willen fügen müssen. Für heute lasse ich die Arbeiten einstellen. Nun gehen Sie, begleiten Sie die Geliebte, die wartend an dem Dornstrauche dort steht.“

„Hoffen Sie nichts, Herr Kommerzienrath!“ sagte Anton so laut, daß es Karl hören mußte. „Ehe ich mein Wort breche, sage ich mich von dem Vater los. Wer der Geliebten die Treue bricht, um schändliche Absichten erreichen zu helfen, verdient nicht, daß ein braves Mädchen

ihn liebt. Ich kenne meine Pflicht . . . auf mich zählen Sie nicht! Das ist mein letztes Wort!"

Er wandte den Männern den Rücken und ging.

Auf dem Flusse zeigte sich ein Kahn mit zwei Damen. Ein Bedienter ruderte das leichte Fahrzeug. Eugenie und Malwina winkten mit den weißen Tüchern, während der Kahn sich dem Ufer näherte. Die Damen hatten die Männer gesehen und den Entschluß gefaßt, sich ihnen anzuschließen. Vermittelst des Kahns den die Baronesse auf dem Flusse hielt, war dieser Entschluß nicht schwer auszuführen. Jauchzend stiegen sie an das Land. Karl mußte der Baronesse die Hand bieten.

Anton hatte die arme Hedwig erreicht, die vor Angst und Schrecken stehen geblieben war.

„Sie sind erschöpft Hedwig?" fragte er theilnehmend.

„Nun habe ich mich wieder erholt. Ich werde die Mühle erreichen können."

Beide gingen weiter.

„Die Herren wissen nun, was sie wissen mußten," begann Anton, „sie werden uns Landbewohner nicht mehr als Spielbälle ihrer Launen betrachten."

Hedwig war unfähig, das Gespräch fortzusetzen; sie fühlte eine Herzensbeklemmung, die ihr fast den Athem raubte. Still sinnend ging sie an der Seite des jungen Mannes, der sie oft mit schmerzlichen Blicken ansah. Anton selbst kannte ja die Pein hoffnungsloser Liebe . . . er vermochte also das Weh des armen Mädchens zu ermessen,

von dem er wußte, daß es schwärmerisch an dem Sohne des Bankiers hing. Statt Hedwig zu grollen, hatte er das tiefste Mitleid mit ihr, seinen eigenen Jammer für den Augenblick vergessend. Er mußte die vornehmen Städter verachten, die jedes edle Gefühl der Geldspekulation nachsetzten. Wie gern hätte er sich offen ausgesprochen; aber er schwieg, um die Trauernde nicht zu verletzen.

Sie waren bei der Gartenthür angekommen, die Hedwig mit einem Schlüssel öffnete.

Nun war es Zeit für Anton, daß er sich entfernte.

„Leben Sie wohl, Hedwig!“ sagte er.

Sie reichte ihm traurig die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtige Freundschaft; sie thut mir wohl in meinem Unglücke.“

„Sagen Sie Ihrem Vater, daß er auf mich zählen könne.“

Hedwig weinte wieder.

„Edler Mann!“

Er hielt ihre Hand fest in der seinigen.

„Kann ich noch mehr thun, Hedwig?“

Sie neigte das Madonnengesicht auf den Busen herab.

„Ich kann Sie nicht betrügen!“ rief sie schluchzend. „Anton, wäre es mir möglich ... Sie sind ein Ehrenmann in der vollen Bedeutung des Wortes ... wenn irgend eine Falte meines Herzens Ihnen verborgen bliebe, wenn Sie mich später einer Täuschung zeihen müßten ...“

Anton rang männlich nach Fassung.

„Hedwig,“ sagte er anscheinend fest, „halten Sie mich nicht für eigennützig; glauben Sie nicht, daß ich Hoffnungen hege, deren Verwirklichung mein Betragen Ihnen gegenüber begründet . . . die Lage ist so traurig, so ernst, daß Unentschiedenheit nur schaden kann. Ich begreife Ihre Pein. Hedwig, betrachten Sie mich nur als Ihren Freund, der weiter keinen Wunsch hegt, als Sie glücklich zu sehen. Sie werden zu nichts verpflichtet, wenn Sie meine Dienste annehmen.“

„Heiliger Gott!“ schluchzte das arme Mädchen.

„Ihre Liebe kämpft mit der Pflicht, die Sie als Tochter dem bedrängten Vater schulden. Soll ich Ihre Pein nähren, soll ich sie vergrößern? Nein!“

„Anton! Anton!“

„Und darum will ich mich offen aussprechen, daß Sie wenigstens über meine Person keine Zweifel hegen. Sie lieben den Sohn des Kommerzienraths . . . ich weiß es! Er ist Ihr ganzes Glück. Sie haben ihm, er hat Ihnen ewige Treue geschworen. Das ist ein Bund, der bestehen muß. Meine Freundschaft tritt vor der Liebe zurück . . . aber sie bleibt Ihnen immer, immer!“

In diesem Augenblicke ließen sich Stimmen vernehmen, die ein fröhliches Gespräch führten. Zugleich trat die Gesellschaft um die Biegung des Zaunes, die wir früher auf der Wiese gesehen.

Malwina hing am Arme Karls.

„Ein Liebespärchen!“ rief sie. „Die Schöne weint; der Herzensfreund ist betrübt.“

Das Paar kam rasch näher. Hedwig hatte die Worte der Baronesse gehört. Sie hätte laut aufschreien mögen, als sie Karl sah, der vorüberging und einen unbeschreiblichen Blick auf die Ungetreue warf, die Hand in Hand mit dem stattlichen Landwirthe neben der Thür stand. Anton wußte den Schrecken Hedwig's zu deuten. Auch er war erschreckt über den unglücklichen Zufall. Karl sah sich nicht einmal um; er führte seine Dame über die Mühlbrücke und verschwand mit ihr zwischen den Bäumen. Die arme Hedwig zitterte wie ein Blatt im Winde; das Blut war ihr aus den Wangen gewichen, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Anton geleitete sie zu dem Gartenhäuschen wo er sie auf der Bank niederließ.

„Beruhigen Sie sich, Hedwig!“ bat Anton mit tief bewegter Stimme. „Ich habe wohl den Blick gesehen, den der junge Balder Ihnen zusandte und darum halte ich es für Pflicht, ihm Aufklärung zu geben. Der Schein ist gegen Sie . . .“

„Führte er nicht die reiche Baronesse von Hirtenkron?“ fragte leise das bestürzte Mädchen.

Anton gedachte des Heiratsplanes seines Vaters. In einer Art wirren Träumerei antwortete er:

„Die Baronesse Hirtenkron, von der man sich Manches erzählt. Ihr Vermögen ist enorm . . . Der Bankier Balder ist in den Adelstand erhoben, ist Baron geworden.“

Hedwig starrte den jungen Mann an

„Baron?“ fragte sie mit tonloser Stimme.

„Man hat das Fest der Erhebung schon gefeiert.“

„Sie wollen zu ihm gehen, Anton?“

„Er darf nicht in Ungewißheit bleiben.“

„Gehen Sie nicht, gehen sie nicht!“ rief sie hastig. „Ich fordere es von Ihrer Freundschaft, die Sie in so großmüthiger Weise stets bewähren. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale!“ bat sie unter Thränen. „Aber können Sie es, so sorgen Sie für meinen armen Vater.“

Sie erhob sich, reichte dem jungen Manne traurig die Hand und ging langsam durch den Garten dem Hause zu.

„Ich halte mein Wort!“ sagte Anton leise vor sich hin. Kann den braven Mann die Wiese retten, wenn sie mein Eigenthum bleibt, so ist er vor der Spekulation des neuen Barons gesichert. Mein armer geistesschwacher Vater faselt von einer Verbindung mit der Baronesse ...“

Er schwieg plötzlich. Der Gedanke an die Drohung des Bankiers zuckte in ihm auf. In trübem Sinne trat er den Heimweg an. Er mochte doch wohl fürchten, daß die Drohung nicht grundlos sei. Rasch legte er den Weg zurück. Bald betrat er das Gehöft. Er traf den Vater vor dem Bienenhause. Der alte Bauman saß still auf der Bank, rauchte und lächelte wie ein Irrsinniger.

„Guten Tag, Vater!“ grüßte Anton.

„Guten Tag, mein Sohn!“

„Bist Du bei Balder gewesen?“

„Ich habe ihn gesprochen.“

„Wo?“

„Auf meiner Wiese; er ließ das Ufer ausmessen.“

„Und Du hast ihm doch gesagt . . .“

„Was?“

„Daß Du verkaufen wolltest.“

„Nein, Vater!“

„Anton!“

„Ich behalte die Wiese.“

„Ungerathener Sohn!“ fuhr zornig der Alte auf. „Gilt Dir mein Wille nichts mehr? Hast Du die Achtung vor Deinem betagten Vater vergessen? Soll ich . . .“

Der Zorn erstickte seinen Redefluß. Er hatte beide Hände, wie er stets in der Erregung pflegte, auf die Bank gestemmt.

„Vater, wir müssen ein offenes Wort mit einander reden. Kann der Bankier Dir schaden wenn er will? Kann er Dich zwingen zu dem was er fordert? Mir scheint, Du hast Furcht vor ihm. Rücke heraus mit der Sprache . . . was ist es?“

„Nichts! Nichts!“ murmelte der Alte, der den Kopf sinken ließ. „Ich hatte es gut mit Dir im Sinne; die Baronesse wird kommen . . . sie bringt Dir reiche Güter und Du willst mir nicht einmal die Wiese opfern. Soll ich Dich, meinen einzigen Sohn, verfluchen?“

„Du wirst mir nicht fluchen, Vater! Ich handle statt Deiner als Mann! Eine rechtschaffene That zieht keinen

Fluch nach sich. Und willst Du Dich dennoch von mir lossagen, so muß ich es dulden. Ich kann meine Hand nicht zu einem ehrlosen Handel bieten. Das ist mein letztes Wort."

Der Alte saß lange in sich zusammengekauert; er bewegte die Lippen, als ob er mit sich selbst spräche und überlegte. Seine Kniee zitterten heftig.

Anton sah bestürzt den alten Mann an. Es mußte doch wohl eine That auf seinem Gewissen lasten, die der Bankier kannte. Was konnte geschehen sein, das den so rechtlichen Vater niederdrückte? Leugnen ließ es sich nicht; es gab in dem Leben des Greises einen schwarzen Punkt.

„Willst Du es gehen lassen, mein Sohn, wie es eben geht?" fragte er nach langer Pause.

„Ich will Dein Glück, Deine Ruhe wahren, Vater. Den Verkauf der Wiese wirst Du bald bereuen, dessen bin ich gewiß. Meine Pflicht ist es, Dich vor Reue zu schützen. Auf die Baronesse gebe ich nichts; sie lebt mit dem Sohne des reichen Bankiers auf vertrautem Fuße. Schlage Dir die Heirat aus dem Sinne, es kann nichts daraus werden.

Der Bienenvater antwortete nicht; er nahm seinen Stock und hinkte nach dem Hause. Anton, der ihm folgte, sah, daß der Greis sich in seine Kammer begab, und die Thür, wie stets, hinter sich schloß. Der junge Mann blieb in dem Wohnzimmer, wo die Mägde das Mittagsessen vorbereiteten. Um zwölf Uhr traten sämmtliche Domestiken ein. Kaum hatte die alte Schwarzwälder

Uhr ausgeschlagen, als auch der Herr vom Hause aus seiner Kammer kam. Er ging seinen Leuten in der Ausübung der Pünktlichkeit mit gutem Beispiele voran. Still trat er an seinen Platz am Tische, entblößte das Haupt und sprach halblaut das Tischgebet. Knechte und Mägde falteten die von der Arbeit rauhen Hände und beteten stehend mit. Dann setzten sie sich zum gemeinschaftlichen Mahle, das sie schweigend einnahmen. Nach Tische ging ein Jeder seinen Geschäften nach. Der Herr vom Hause, in dessen stillem, ernsten Wesen Niemand Auffallendes erblickte, zog sich in seine Kammer zurück. — Dort blieb er den ganzen Nachmittag, er vernachläßigte heute seine Bienen.

Anton hatte so viel zu denken, hatte das Herz so voll, daß er kaum auf die Außendinge achtete. Er beschäftigte sich besonders mit Hedwig, deren Lage ihm großen Kummer bereitete. Daß sie den Sohn des Bankiers liebte, wußte er; trotzdem verblieb er bei dem Entschlusse, sie zu schützen. Konnte man es ihm verargen, wenn er auf die Untreue Karls, die er für erwiesen hielt, einen Plan baute? „Ihr Herz wird sich von dem Treulosen abwenden,“ dachte er, „sie wird die jugendliche Verirrung einsehen und Ruhe gewinnen ... Die Arme hat ja doch nicht wissen können, daß ich sie so lange im Stillen lieb gehabt. Die Bekanntschaft mit dem jungen Herrn ist in der Stadt gemacht und ich habe geschwiegen, habe ihr durch keine Andeutung meine Liebe zu erkennen gegeben. Auch lag die Möglichkeit vor, daß ich eine andere Partie machte ... Hedwig ist schuldlos, sie

verdient nicht, daß sie unglücklich werde. Wehe, wehe dem Elenden, der mit den heiligsten Gefühlen des Menschen spielt! Eine Heirat ist kein Aktiengeschäft; die traurigen Folgen einer Geldheirat sehe ich klar bei meinem armen Vater . . . es stände wohl anders mit ihm, wenn er in der Ehe glücklich gewesen wäre. Ich bleibe ledig, wenn ich die nicht heimführen kann, die ich aus vollem Herzen liebe. Ach, Hedwig, könnte ich Dich doch recht glücklich machen!"

Das waren die Gedanken, die den braven Anton beschäftigten.

Wie sah es mit Karl aus?

Wir erfahren es, wenn wir in die Villa Hirtenkron gehen. Dort erblicken wir den Baron Balder von Baldersdorf, Karl, Eugenie und die Baronesse Malwina bei Tische. Zwei Bediente in blauer mit Silber gestickter Livree servieren. Man kann sich wohl denken, daß Karl neben der Baronesse seinen Platz hat. Die köstlichen Werke des Kochs wurden weiter nicht beachtet; man speiste und unterhielt sich. Der Bankier sprach von den großen Unternehmungen, die bevorständen, um das Vertrauen in sein Haus zu bestärken. Er hatte bereits sein Verhältniß zu dem Papiermüller auseinandergesetzt.

„Ah," rief Malwina, „die Weigerung des jungen Baumann ist erklärlich! Er will dem Vater seiner Geliebten, dem Papiermüller nützen. Sie werden, Herr Baron, auf die Wiese verzichten müssen."

„So verzichte ich darauf!“ antwortete trocken der Geschäftsmann. „Nach wenigen Wochen fällt mir die Mühle selbst zu. Der Müller handelt unklug, sich den Fortschritten der Industrie entgegenzustemmen.“

Eugenie fragte:

„Wenn nun der junge Baumann die Schuld des Müllers bezahlt?“

„Das fürchte ich nicht! Dreißigtausend Thaler sind ein bedeutendes Kapital. Das Bauerngut jener Leute ist vielleicht so viel werth; aber ich kenne den alten Baumann ... er macht auf seine Grundstücke keine Schulden.“

„Wie heißt doch die Tochter des Müllers?“ fragte Malwina.

Eugenie übernahm die Antwort:

„Hedwig! Ich habe mit ihr dasselbe Pensionat in der Stadt besucht.“

„Demnach kennen Sie die Müllerstochter.“

„Wie man sich in der Schule eben kennen lernt. Hedwig Belau ist ein schlaues Mädchen ... sie wird den Geliebten, der ein halber Bauer zu sein scheint, wohl kirren. Wie traurig sie aussah, wie sie weinte und dem Liebhaber die Hand drückte ... die Wiese bleibt sicherlich dem Aktienunternehmen verloren. Ich zweifle auch nicht daran, daß sie die Baumanns zu bewegen weiß, das Geld zur Tilgung der Schuld anzuschaffen.“

„Bah,“ rief der alte *n*eue Baron, „Baumann, der Vater, steht unter meinem Einflusse. Auch ist er viel zu

geizig, um eine so große Summe zum Zwecke ungewisser Spekulation aus den Händen zu geben. Auf die Wiese rechne ich nicht mehr . . . aber zur Erlangung der Mühle setze ich Alles ein. Binnen Jahresfrist arbeitet meine Fabrik in diesem Thale und von der Fabrik führt eine Zweigbahn nach der jenseits den Bergen vorüberziehenden Haupteisenbahn. Die Kapitale zum Bauen sind vorhanden . . . Der hartnäckige Müller will sein Verderben, so mag es ihm denn werden. Ich habe ihm der gutgemeinten Vorschläge genug gemacht."

„Was ist Ihnen, Baron?" flüsterte Malwina dem jungen Manne zu. „Sie nehmen an dem Gespräch nicht Theil und starren düster vor sich hin . . ."

„Es ist wahr!" murmelte Karl emporfahrend.

„Woran dachten Sie?"

„An mein Gedicht."

„Ist es bald fertig?"

„Morgen werde ich es abliefern können. Die Fassung ist mir diesmal schwer geworden . . ."

„Schwer?"

„Weil ich befangen bin, weil mir die Form nicht gelingen will. Eine Kennerin wie Sie soll nicht über mich spotten!"

„Schreiben Sie in Prosa!" flüsterte die Baronesse schmachtend. „Und wenn Sie das Schreiben überhaupt langweilt, nun, so sprechen Sie sich mündlich aus!"

Dabei drückte sie dem Nachbar zärtlich die Hand.

„Morgen überbringe ich selbst mein Gedicht! Sie werden es nachsichtig und huldvoll aufnehmen!“

Der Vater hatte diese Worte gehört; er sandte dem Sohne einen Blick des Dankes zu. Eugenie flüsterte:

„Die Baronesse ist eine himmlische Person! Sie weiß den blöden Schäfer mit dem liebenswürdigsten Takte zu leiten. Ich werde Ihr als treue Freundin helfen.“

Die Tafel ward aufgehoben. Vater und Sohn nahmen Abschied und fuhren nach ihrer Villa zurück. Eugenie wollte bis zum Abende bei der Freundin bleiben.

Kaum hatten die beiden Männer die Villa Balder erreicht, als eine Extrapost vorfuhr. Der Prokurist des Bankiers, ein schon bejahrter Mann stieg aus. Herr von Balder empfing ihn mit sichtlicher Befangenheit. Der Besuch deutete nichts Gutes an. Der Chef zog sich mit seinem Prokuristen in das Arbeitskabinet zurück. Karl blieb mit der ängstlichen Mutter in dem Salon. Beide kannten die mißliche Lage ihres Hauses. Länger als eine Stunde verhandelten die Männer. Der Prokurist bestieg seinen Wagen wieder und fuhr nach der Stadt, die er denselben Abend noch erreichen wollte.

„Karl,“ sagte der bestürzte Vater, „ein neuer Schlag hat mich betroffen. Das Haus Froriep hat seine Zahlungen eingestellt. Froriep selbst hat sich erschossen. Der Sohn ist, wahrscheinlich mit den vorhandenen Geldern entflohen.

Mutter und Sohn starrten den Verkünder dieser Unglücksbotschaft an. Der Baron von Balder stand am Fenster

und trocknete sich die mit Angstschweiß bedeckte Stirne. Es verflossen qualvolle Minuten. Dem frohen Feste der Erhebung in den Adelstand folgte ein Tag der Trauer.

„Karl," rief Balder, „mir bleibt nur eine Hoffnung und diese Hoffnung bist Du! Trage Sorge, daß ich Deine Verlobung mit der Baronesse von Hirtenkron verkünden kann, sonst regt sich das Mißtrauen gegen meine Firma."

Die Mutter sah traurig den Sohn an. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, eine Bitte an ihn zu richten. Und doch begriff sie die Nothwendigkeit einer Geldheirat.

„Es liegt in Deiner Hand meinem Sturze vorzubeugen," fuhr der Bankier fort. „Mit einem Theile des Vermögens Deiner Frau beginne ich von Neuem die Arbeit . . . binnen Jahr und Tag werden die Verluste verschmerzt sein. Ich habe Dir nun nichts mehr zu sagen . . . Du kennst Deine Pflicht. Und auch Du, Sophie, wirst die Vorurtheile schwinden lassen, die Du gegen die Baronesse hegst. Helft mir, helft mir, sonst theile ich das Schicksal Froriep's."

„Um Gottes willen, Eugen," rief die Gattin, „verbanne diese gräßlichen Gedanken! Das Glück wird uns ja nicht ganz verlassen."

Balder küßte seine Lebensgefährtin flüchtig auf die Stirn, als ob er sie trösten wollte und ging, um sich zu sammeln in den Park.

„Mutter, Mutter," rief Karl, „was ist das? Sind wir denn Sünder, daß Gott uns so furchtbar straft?"

Die alte Dame weinte still vor sich hin. Der Sohn, der kaum einer schweren Krankheit entgangen, sollte eine nach ihrer Meinung unglückliche Ehe abschließen. Ach, durfte und konnte sie unter den obwaltenden Umständen abmahnen? Durfte sie auch nur ein Wort des Mitleids äußern? Sie konnte nicht wählen ... bei dem Stolze ihres Gatten ließ sich das Schlimmste befürchten ... er überlebte den Sturz seiner Firma nicht.

„Ruhig, Mutter, ruhig!' sagte Karl entschlossen. „Ich lese in Deinem Herzen; weine nicht! Hängt die Rettung des Vaters von mir ab, so ist er gerettet. Ich kenne mein Pflicht. Bringe diese Nachricht dem Vater und suche ihn zu trösten. Gehe, gute Mutter, und laß den Bekümmerten nicht allein."

„Aber Du, aber Du, Karl, mein Sohn!"

„Ich werde mich bemühen, die Baronesse für ihr Geld glücklich zu machen. Und dann, wenn ich sehe, daß meine Eltern sorglos leben ... ich kann ja nicht mehr wünschen. Malwina ist eine schöne, geistreiche Dame, um die mich die Welt beneiden wird."

Die Mutter schloß weinend den Sohn in die Arme. Dann folgte sie dem Gatten in den Park. Sie traf ihn sinnend an dem Orte, wo der Pavillon gestanden hatte. Mit wirren Blicken betrachtete er den schwarzen Kreis, den die Asche beschrieb.

„Eugen, Du kannst auf Deinen Sohn zählen!" rief sie erschüttert.

„Das gebe Gott! Die Baronesse macht uns keine Schwierigkeiten.“

„Gib mir Deinen Arm.“

Beide gingen schweigend durch den Park. Nach und nach erleichterten sich gegenseitig ihre Herzen. Eugen rühmte die guten Eigenschaften Malwinens, sprach von ihrer Liebe zu Karl und hoffte das beste von der Ehe. Als die Gatten eine Stunde später in die Villa zurückkehrten, hatte Karl seinen Abendspaziergang angetreten.

Neuntes Kapitel.

Liebe und Pflicht.

Wir treffen den Sohn des Barons von Balder in der Nähe der Papiermühle. Er ging so lange sinnend an dem Ufer der Erla hin, bis die Abendröthe hinter den Bergen verschwand und tiefe Dämmerung das Thal erfüllte. Dann schritt er über die Brücke und schlug den Weg nach dem Lusthäuschen ein, das er bald erreichte. Die Thür des Gartens war verschlossen. Rings lag die Natur im ernsten Schweigen, kein Vogel sang, kein Schritt ertönte mehr in dem kleinen Erlenforste, der an den Garten grenzte. Auch das Lied der Nachtigal war verstummt, das sonst das Liebesgeplauder der beiden jungen Leute begleitet hatte. Karl betrachtete wehmüthig die Thür, die sich ihm so oft geöffnet, um ihn ein irdisches Paradies betreten zu lassen. Heute

blieb sie verschlossen. Und schon war die Stunde vorüber, welche die Liebenden zusammenzuführen pflegte. Eine Verabredung für heute hatte nicht stattgefunden, aber Karl hoffte, daß Hedwig nach den Ereignissen am Morgen kommen würde, sei es auch nur, um Aufklärung zu fordern. Aber sie kam nicht. Eine Viertelstunde verfloß nach der andern. Karl machte einen Gang nach der Quelle. Lange lauschte er auf das melancholische Murmeln. Dann ging er nach dem Garten zurück. Durch die Spalten des Ladens, der das Fenster des Häuschens schloß, schimmerte Licht. „Gott sei Dank!“ flüsterte Karl, bebend am ganzen Körper. „Nur sie kann das Licht angezündet haben. Ob sie auch allein ist?“ Er sah durch die Spalte. Der schmale Streifen genügte, um einen Theil des kleinen Gemaches zu überblicken. Hedwig saß am Tische; ihre Hände lagen schlaff im Schooße, ihr Madonnengesichtchen hing tief auf den Busen herab. Nun faltete sie zum Gebete die kleinen Hände und blickte seufzend zum Himmel empor. Der Lauscher preßte heftig die Hand auf die Brust, in der sich ein unbeschreibliches Gefühl regte. Als ob er nicht lange allein sein, als ob er ferner nicht mehr mit sich kämpfen wollte, klopfte er rasch an den Laden. Einige Augenblicke verflossen. Da fragte Hedwig's zitternde Stimme: „Wer ist da?“

„Oeffne, öffne, Hedwig! Im Namen Gottes . . .“

„Karl!“ rief lauter die Stimme.

„Ich bin es!“

Ein Geräusch deutete an, daß Hedwig das Lusthäuschen verließ. Karl ging zu der Pforte, die sich in demselben Augenblicke öffnete, als er dort ankam. Hedwig stand an der Schwelle. Beide vergaßen den Abendgruß. Oder hatten sie den Muth, die Kraft nicht zu grüßen? Das war ein mehr als trauriges, das war ein fürchterliches Schweigen. Karl ermannte sich zuerst.

„Du bist wohl allein, Hedwig?“

In dieser Frage lag eine Anklage, die dem jungen Mädchen das Herz durchschnitt.

„Wer sollte bei mir sein?“

„Verzeihe mir Hedwig . . .“

„Ich verzeihe Dir, weil es mir möglich ist, Dich zu verstehen. Anfangs zweifelte ich, daß Du kommen würdest . . . nun bist Du da und ich nehme an, daß Du mir wichtige Mittheilungen zu machen hast.“

Karl trat in den Garten. Hedwig schloß die Thür. Eine Minute später befanden sich Beide in dem Häuschen. Mit Entsetzen bemerkte Hedwig das bleiche Aussehen ihres Freundes.“

„Du bist krank, Karl!“

„Nein, nein!“

„Hättest den Weg in der Nacht nicht unternehmen sollen.“

„Laß das, Hedwig,“ sagte er schmerzlich lächelnd. „Willst Du mir eine Wohlthat erzeigen, so sprich Dein Mitleiden mit mir nicht aus . . . es würde meine Pein erhöhen.“

Sie trat, die Blicke senkend, einen Schritt zurück.

„Es hat sich eine Kluft zwischen uns gebildet, Karl."

„Das ist der Anfang zu einem offenen Bekenntnisse!" sagte er bitter. „Fahre nur fort, Hedwig, fahre fort."

„Vorwürfe mir?"

„Du bist eine gute Tochter, hast einen Vater, der sich in harter Bedrängniß befindet ... die Pflicht geht über die Liebe ... kämpfe länger nicht, Hedwig!"

„Karl, ich könnte Dich an die reiche Baronesse erinnern."

„Was hindert Dich?"

„Das felsenfeste Vertrauen, das ich in Dich setze!" rief Hedwig würdevoll.

Karl bebte heftig zusammen.

„O, heiliger Gott," rief er klagend, „zermalme doch mein Herz mit einem Schlage, daß der Todeskampf abgekürzt werde! Hedwig, ich wollte die Pein von Deiner Seele nehmen ... Du vereitelst mein Bemühen! Ich wollte schuldig erscheinen und Deine Großmuth reinigt mich! O, ich kann Dich nicht mehr täuschen! Meine Liebe ist stärker als die Sohnespflicht. Ich komme zu Dir ... aber ohne Hilfe zu bringen. Wie Dein Vater, so ist auch der meine dem Verderben nahe. Er hofft Rettung von der reichen Baronesse!"

„Und mein Vater hofft seine Rettung von Anton Baumann!" schluchzte Hedwig. „Der brave Mensch liebt mich im Stillen... aber er weiß auch, daß Dir mein Herz gehört!"

Er sank vor ihr auf die Knie nieder.

„Hedwig, ich bin ärmer als Anton Baumann. Die Baronesse liebt mich, wie Anton Dich liebt . . . mein Herz gehört Dir!“

Sie neigte sich zu ihm hinab. „Karl,“ flüsterte sie, „laß uns Abschied nehmen . . . der Himmel will es! Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser . . .“

Sie konnte nicht weiter sprechen; wimmernd sank sie neben ihm nieder. Beide hielten sich innig umarmt. Ihre Lippen brannten im heißen Kusse . . . ihre Thränen rieselten über die bleichen Wangen. Minuten verflossen . . . die Liebenden sprachen nur durch Blicke und Seufzer Dann erhob sich Karl.

„Der Himmel will es!“ sagte er dumpf. „Du hast Recht, Hedwig. „Ich bin berufen, die Ehre und das Leben meines Vaters zu retten . . . Dann kann ich sterben Sieh', Hedwig, ich fühle, daß der Keim des Todes in mir liegt . . . Das Glück, das ich in Deiner Liebe fand, kräftigte mich für kurze Zeit . . . und meine Liebe bleibt Dir bis über das Grab hinaus. Auf dieser Welt sollen wir uns nicht angehören; wohlan, so mag es in jener Welt sein.“

Nun saßen sie still an dem Tische. Das Licht der Kerze beschien ihre bleichen, von tiefem Schmerze zeugenden Gesichter. Hedwig hatte Muth genug, den männlichen Entschluß des Geliebten nicht zu bekämpfen. Karl versuchte es, die Lage seines Vaters zu schildern. Er verschwieg auch den geringsten Umstand nicht. War es doch, als ob er für

sich Trost aus der Erzählung schöpfen, Hedwig aber dadurch beruhigen wollte. In diesen furchtbaren Augenblicken zeigte sich der edle Charakter der jungen Leute, die sich wahr und innig liebten. Sie räumten der Pflicht den Sieg über die Liebe ein. Wußte auch Hedwig nicht, ob sie den Trennungsschmerz würde bewältigen können; sie dachte an den Vater und blieb in dem gefaßten Entschlusse fest.

„Wir haben einen schönen Traum gehabt!“ sagte Karl, mit der Hand über die bleiche Stirn fahrend. „Das Erwachen ist schrecklich! Aber Gott will es!“

„Gott will es!“ flüsterte Hedwig ihm nach.

Karl wollte ohne Abschied das Häuschen verlassen. Er brach fast zusammen, mußte sich an der Lehne des Stuhles halten.

„Hedwig, gibt es den keinen Ausweg?“ fragte er stammelnd.

Das arme Mädchen raffte die letzte Kraft zusammen.

„Sei stark, Karl!“ rief es mit fester Stimme. „Der Herr im Himmel legt den Sterblichen nur Lasten auf, die sie tragen können. Denke an Deinen Vater! Denke an Deine Mutter!“

„Meine Mutter, meine gute, meine arme Mutter!“

Hedwig war auf ihren Stuhl zurückgesunken und verhüllte das Gesicht.

„Geh', geh'!“ rief sie weinend. „Erschwere uns die Trennung nicht!“

Er schleppte sich der Thür zu.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ rief eine Stimme.

Der Buchhalter Beck war eingetreten.

Dem alten Manne standen die Thränen in den Augen.

„Ich habe Alles gehört, ich habe Ihren Schmerz gesehen!“

Hedwig warf sich an die Brust des Greises.

„Führen Sie mich fort, Beck!“ bat sie dringend. „Der Freund meines Vaters mag Alles wissen!“

„Nein, nein! der Schmerz ist zu groß, zu furchtbar! Herr Balder, ich ehre, ich achte Sie! Ach, wollte Gott, daß ich Ihre Großmuth belohnen könnte. So handelt ein Mann von Ehre, von Herz und Verstand! Die Hingebung für den Vater ist bewundernswerth. Und Hedwig, meine liebe Hewig, steht Ihnen würdig zur Seite. Glücklich machen, wie sie es verdienen, Ihre Wünsche erfüllen kann ich nicht... aber ich bringe ein Mittel, Ihren herben Schmerz zu lindern. Das ist meine Pflicht Angesichts der Dinge, die ich gehört und gesehen. Trennen Sie sich, Gott will es! Das ist das rechte Wort. Und in Gottes Willen muß der Christ sich fügen. O, die Wege des Herrn sind wunderbar nnd wir schwachen Menschen begreifen sie nur in wenigen Fällen. Herr Balder, Hedwig kann nie Ihre Gattin werden, auch wenn Sie die Schätze eines Krösus besäßen. Gott verbietet es. Ich werde offen sprechen, weil ich muß. Ihnen darf es kein Geheimniß bleiben . . . Hedwig ist . . . Ihre Schwester!“

Kein Laut folgte dieser Erklärung.

Die beiden jungen Leute starrten den Buchhalter an.

„Hätte ich früher gewußt, was ich heute weiß," fuhr dieser fort, „ich würde Ihre gegenseitige Annäherung verhindert haben. Indem ich meine Aussage begründe, muß ich eine Anklage gegen Ihren Vater erheben, Herr Balder. Hedwigs Mutter war dem strebsamen Balder verlobt ..."

Karl stieß einen Schrei aus.

„Elise Hardt?" rief er.

„So hieß Hedwigs Mutter."

„Welch ein furchtbares Licht geht mir auf!"

„Mag es zu Ihrem Besten leuchten! Die arme Elise hatte nur ein sehr geringes Vermögen; der angehende Bankier, der damals eine große Spinnerei geleitet hatte, brauchte große Kapitale ... er heiratete die Tochter des Fabrikanten und mit ihr die Spinnerei, die er später verkaufte. Der wackere Belau reichte Elisen die Hand, nahm die kleine Hedwig als eigene Tochter an und brachte die Betrogene wieder zu Ehren. Niemand weiß, Niemand kennt dieses Geheimniß. Ihr Vater, Hedwig, verdient das Opfer, das Sie ihm bringen. Er hat geschwiegen, als der harte Bankier ihn peinigte und er wird schweigen, wie es auch kommen möge, denn er liebt Hedwig wie seine leibliche Tochter. Nun gehen Sie, Herr Balder. Einen bessern Trost konnten Sie nicht erwarten. Sie sehen, daß der liebe Gott gute Thaten nicht unbelohnt läßt. Thun Sie, was Ihnen als Sohn obliegt ... Ihres Versprechens, das Sie Hedwig gegeben, sind Sie ledig. Lieben Sie sie als Schwester ..."

„Ich glaube Ihnen, ich muß Ihnen glauben!“ rief Karl.

„O, ich weiß, was ich spreche.“

„Schwester, Hedwig, auf Wiedersehen!“

„Sei glücklich Karl!“

Er stürzte aus dem Häuschen. Gleich darauf hörte man das Schließen der Gartenthür. Hedwig ließ sich von dem Buchhalter nach dem Wohnhause führen.

„Verschweigen Sie Ihrem Vater,“ flüsterte er unterwegs, „was ich Ihnen aus gutem Herzen gesagt habe!“

„Dank, Dank, würdiger Mann!“ rief sie zurück. „Sie haben mich glücklich gemacht.“

Meister Belau saß sinnend in dem Wohnzimmer.

„Vater,“ rief Hedwig, „ich habe heute Anton Baumann gesprochen! Der brave Mann hat mir die feste Versicherung ertheilt, daß er die Wiese nicht verkaufen werde. Anton hält sein Wort, ich kenne ihn.“

„Und Du, Hedwig?“ fragte der Meister.

„Ich werde ihm zu danken wissen. Er leistet ja meinem Vater einen unbezahlbaren Dienst. Vater, mein lieber Vater!“

Sie warf sich laut schluchzend an seine Brust.

„Was ist Dir, Mädchen?“ fuhr der Alte auf. „Wie soll ich Deine Erregung deuten?“

„Es geht Alles gut; Dein Feind wird Dir nicht schaden können. Sieh' nicht mehr so finster aus, verkümmere Dir das Leben durch unnütze Sorgen nicht... Anton ist ein braver, ein ehrenwerther Mann, den ich hochschätze...“

„Ich verstehe Dich, mein Kind; aber ich begreife auch, daß Du mir ein großes Opfer bringst.“

„Nein, Vater, nein! O, so glaube mir doch und gräme Dich nicht mehr!“

„Ein gutes, ein vortreffliches Mädchen!“ dachte der Buchhalter, der gerührt die Gruppe betrachtete. „Wenn diese Hedwig nicht glücklich wird, gibt es keine Gerechtigkeit im Himmel mehr!“

„Es wäre mir sehr lieb,“ murmelte der Papiermüller, wenn der Bankier seinen schurkischen Plan nicht durchsetzen könnte. Der Mann tritt Alles mit Füßen, Alles, wenn es seinen Vortheil gilt. Und ich kann es nicht über mich gewinnen, mich vor ihm zu demüthigen. Ich kann es nicht, ich kann es nicht!“

Hedwig verstand diese Worte jetzt und sie mußte ihrem Vater beipflichten. Balder war in ihren Augen ein herzloser, eigennütziger Spekulant. Meister Belau beruhigte sich wirklich. Er sprach von Anton, von neuen Einrichtungen, die er treffen wollte und ging bald zu Bett, damit er am nächsten Morgen früh wieder aufstehen könne. Hedwig hatte ihn in die Kammer geleitet. Als sie in das Zimmer zurückkam, ergriff sie die Hand des Buchhalters.

„Beck,“ sagte sie mit einer Ruhe, die Zeugniß von ihrer Seelengröße ablegte, „Sie kennen jetzt das tiefste Geheimniß meines Herzens. Und es ist gut, daß Sie es kennen gelernt haben. Ich gestehe, daß ich Ihren Eröffnungen vollen Glauben schenke; Sie können nicht, um mir Trost

zu gewähren, ein Märchen erfinden, das meine Mutter im Grabe verletzt."

„Das schwöre ich Ihnen!" rief der Greis.

„Sie sind zu edel, zu brav! Der Freund meines Vaters ..."

„Ist auch der Freund der Tochter! Hedwig, reden mußte ich, wie sich die Dinge auch gestalteten. Wären die äußeren Verhältnisse noch so günstig gewesen, Sie hätten nie dem jungen Balder angehören können, dessen edles Herz mich mit Achtung erfüllt. Erkennen Sie die Hand Gottes, Hedwig: sie hat Ihren Kampf zwischen Liebe und Pflicht entschieden. Sehen Sie meinen greisen Kopf an, erwägen Sie mein ganzes vergangenes Leben; dann werden Sie mir glauben, wenn ich schwöre: ich habe Ihnen die reine Wahrheit gesagt. Können Sie es, so verschweigen Sie die Ereignisse dieses Abends Ihrem Vater ... ich habe keinen Grund, sie ihm mitzutheilen."

Hedwig nickte lächelnd mit dem Kopfe, dann reichte sie dem Greise die Hand und zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Noch lange stand sie an dem Fenster und sah in den duftenden Garten hinaus. Sie schauderte bei dem Gedanken an die Verwandtschaft mit Karl; aber sie mußte auch die Liebe ihres Vaters zu seiner Stieftochter bewundern, die Liebe des edlen Mannes, der sie wie sein leibliches Kind gehalten. Nach einem heißen Dankgebete zu Gott überließ sie sich der Ruhe.

Zehntes Kapitel.

Lösungen.

Einige Tage waren verflossen.

Es war wieder Sonntag geworden.

Hedwig kam aus der Nachmittagskirche zurück. Wir schalten ein, daß sie von Karl einen Brief erhalten, in welchem der junge Mann die Angaben Beck's bestätigte, ohne weiter die Gründe anzugeben, die ihn dazu berechtigten. Er beschwor Hedwig, sie möge ihm eine treue Schwester bleiben und die Liebe vergessen, die sie einst für einander gehegt. Außerdem sagte er auch seine Hilfe zu, die unglücklichen Vermögenswirren zu lösen. Der Brief hatte Hedwig fast heiter gestimmt; sie erkannte aus ihm, daß Karl sich zu fassen gewußt und die Dinge mit ruhigem Verstande beurtheilte.

Die schmucke Kirchengängerin verfolgte den Pfad, der sich an dem Ufer des Flusses hinzog. Sie ging allein mit ihren Gedanken. Ach und sie hatte ja so viel zu denken. War ihr auch das Herz schwer, so empfand sie doch eine Genugthuung, die ihr ganzes Wesen beseligte.

Plötzlich hörte sie Stimmen auf dem Flusse. Es waren heitere Frauenstimmen, die eine sang ein Liedchen. Hedwig blieb überrascht stehen.

Durch die Flußweiden sah sie einen Kahn, der auf der spiegelglatten Fläche der Erla schwebte. In dem Kahne saßen die Baronesse und Eugenie Balder. Karl lenkte das Steuerruder.

„Singen Sie doch mit, Baron!“ rief Malwina.

„Er kann nicht, liebe Freundin!“ sagte Eugenie. „Sehen Sie denn nicht, daß er ganz Erstaunen, ganz Bewunderung ist? Ein Herz von Bräutigamsseligkeit mag nicht singen.“

Malwina warf dem Bräutigam einen Rosenstrauß zu.

„Lenken Sie den Kahn in den Bach, der zu meinem Parke führt,“ rief sie bittend. „Wir wollen eine Promenade machen.“

Und der Kahn bog in die Mündung eines zwischen Weiden versteckten Baches, der den Fluß mit dem Weiher der Villa Hirtenkron verband. Die helle Stimme der Baronesse, die ein italienisches Gondelliedchen sang, verhallte nach und nach.“

„Er hat abgeschlossen!“ dachte Hedwig.

Noch lange sah sie über den blinkenden Fluß, dann ging sie weiter. Plötzlich zeigte sich der Bergeinschnitt, durch den der Weg nach dem Häuschen des Vaters Georg führte. Hedwig schlug den Weg ein und erreichte bald das Ziel, der Invalide, sonntäglich gekleidet, saß auf der Bank im Giebel. Er betrachtete die Blumen des Gärtchens und schmauchte gemüthlich seine Pfeife.

„Fräulein Hedwig!“ rief der Alte.

Er stand auf und öffnete die kleine Gitterthür. Erfreut drückte er dem jungen Mädchen die Hände. Die Dankbarkeit des Alten zeigte sich in rührender Weise.

„Meine Kraft hat rasch zugenommen,“ plauderte er, ich kann fast eben so arbeiten als vor der Krankheit. Und das verdanke ich meinem lieben Fräulein. Vielleicht läge „ich heute in der Erde wenn Sie mich nicht so treulich verpflegt hätten. Sie wissen es nicht, Fräulein, wie wohl Theilnahme einem Menschen thut, der von aller Welt verlassen ist. Die Bauern in der Umgegend sind trockene, hartherzige Leute; sie gehen in die Kirche beten und singen, schlafen während der Predigt und wenn sie heimkommen, sinnen sie wieder auf Geld und Erwerben, ihre leidenden Mitchristen vergessend. Der alte Baumann steht obenan. Das ist ein schrecklicher Kauz! Geizig und habgierig wie er, ist keiner im ganzen Thale. Da ist sein Anton doch ein anderer Mann. Nun setzen sie sich, Fräulein; es ist recht schattig hier auf der Bank. Ich komme gleich zurück, hole nur einen frischen Trunk aus der Quelle.“

Der Invalide war in das Haus gegangen.

„Anton ist nicht hier!“ dachte Hedwig. „Er war in der Kirche, ich habe ihn wohl gesehen ... vielleicht kommt er noch. Ich muß mit ihm sprechen, ich muß ihn aufklären, es koste was es wolle. Die Ungewißheit, die mich peinigt, ist gräßlich!“

Bald kam Vater Georg zurück. Er reichte seinem Gaste ein Glas frischen Wassers, das er selbst geschöpft hatte. Dann ließ er sich auf der Bank nieder.

„Was ist Ihnen, Vater Georg?“ fragte Hedwig. Sie sind so erregt . . . sollte die Krankheit . . .“

„O, mit der Krankheit ist es aus! Aber erregt bin ich, das gebe ich zu. Fräulein, wir sind jetzt ganz allein; Christine hat heute ihren Sonntag, sie ist in das Dorf gegangen und kehrt Abends erst zurück. Da habe ich mir denn vorgenommen, mit Ihnen einmal ein offenes Wort zu reden. Außer Fräulein Hedwig gibt es ja keinen Menschen, der sich um mich kümmert. Auch traue ich nur Ihnen, sonst keinem . . . aber nehmen Sie mir die Offenheit nicht übel . . . ich muß einmal reine Wirthschaft machen in meinem Hause.“

„Reine Wirthschaft machen?“ fragte Hedwig verwundert.

„Sie werden mich bald verstehen; warten Sie nur warten Sie nur!“

Vater Georg rückte dicht an die junge Dame heran, wie Jemand, der heimlich sprechen will.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich im Dienste des Rittmeisters von Rothenfels gestanden?“

„Ja!“

„Und daß ich die Feldzüge mitgemacht?“

„Auch das weiß ich.“

„Sehen Sie, ich war meinem Herrn ein guter Freund, und als ich aus dem Regimente schied, weil ich zum Krüppel geschossen, da haben wir Beide, der Rittmeister und ich, geweint. Hätte ich nur lesen und schreiben können, dann

wäre mir geholfen gewesen; aber so muß ich mit einer kleinen Pension mich begnügen, wie sie alle zerschossenen Soldaten bekommen und Körbe flechten."

„Konnte denn der Rittmeister für Sie nichts weiter thun?"

„Er versprach es, hat aber nicht Wort gehalten. Vielleicht hat er nicht gekonnt. Nun, ich bin ihm d'rum nicht böse. Was wollte ich denn sagen?" fragte der alte Mann. „Warten Sie nur einen Augenblick, daß ich meinen Kopf zurecht setze ... ganz recht, da hab' ich's wieder. Der Rittmeister hatte sich also verheiratet ... mit einem wunderschönen Frauenzimmer. Ja, ja, ich habe in meinem Leben so etwas nicht gesehen. Juliane hieß die Frau von Rothenfels. Aber so schön ihr Körper war, so herrisch und stolz war sie von Charakter. Der Rittmeister trug sie auf Händen, er küßte sie, so oft er konnte und that Alles, was sie wollte. Da mußten wir ausrücken nach dem Rheine. Das gab nun einen schrecklichen Abschied. Juliane weinte, der Rittmeister fluchte. Aber es half nichts, wir mußten fort. Ich kam als Krüppel zurück und baute mich hier an. Da begegnete mir eines Tages der Rittmeister im Dorfe. Er war alt geworden und sah recht gedrückt aus."

„Georg!" rief er, „wo lebst Du denn? Ich habe schon nach Dir gefragt."

Ich beschrieb ihm meine Wohnung und mein Leben.

Da ging er mit mir an dem Gottesacker hin, wo kein Mensch sich zeigte.

„Georg," sagte er, „ich muß Dich um etwas fragen."

„Fragen Sie, Herr Rittmeister. Ich werde antworten, was ich weiß. Sie kennen mich ja."

„Mir fehlt ein kleines Taschenbuch das mir auf unerklärliche Weise verloren gegangen."

„Ein Taschenbuch, Herr?"

„Du kennst es, meine Frau hat es mir gestickt."

„Ah, das mit dem schönen Eichenkranze?"

„Dasselbe."

„Ja, Herr Rittmeister, ich habe es wohl dann und wann bewundert, wenn es Abends im Quartier auf dem Tische lag, aber wohin es gekommen, kann ich nicht sagen."

„Ich habe es wie eine kostbare Perle aufbewahrt."

„Liegt Ihnen denn so viel daran?"

„Sehr viel."

„Ihre Frau muß Ihnen ein anderes sticken."

„Das wohl, aber es enthält ein für mich wichtiges Papier. Tausend Thaler gäbe ich auf der Stelle darum."

„Könnte ich es, ich würde Ihnen das Buch ohne Geld verschaffen."

Nun sah mich Herr von Rothenfels sonderbar an. Das verdroß mich.

„Herr Rittmeister," rief ich, „Denken Sie denn, daß ich Sie bestohlen habe? Ich bin, so wahr mir Gott helfe, ein ehrlicher Kerl, der immer noch mit Leib und Seele an seinem Herrn hängt."

Nun beruhigte er mich und ging wieder, nachdem er mir die Hand zum Abschiede gereicht hatte. Wie ich auch sann und grübelte, ich konnte mich auf das Taschenbuch nicht besinnen. Jahre verflossen. Ich sah den Rittmeiste zuweilen, der in unserer Gegend wohnen mochte. Einmal kam er von dem Hofe des alten Baumann. Da sprach er wieder von dem Taschenbuche. Ich konnte ihm keine Auskunft geben. Vor vier Jahren, so lange mag es wohl sein, da sah ich ihn das letzte Mal. Er war fröhlich und guter Dinge.

„Georg," sagte er „meine Tochter verheiratet sich mit dem Baron von Hirtenkron."

„Mit dem alten Baron, der älter sein muß als ich?" fragte ich verwundert.

„Auf das Alter kommt es nicht an; der Baron ist ein braver Mann . . ."

„Das wohl, aber Ihre Tochter ist viel zu jung für ihn."

„Dinge dieser Art verstehst Du nicht, Georg."

„Gut, ich will auch nicht darüber sprechen. Wünsche viel Glück, Herr Rittmeister; der Baron ist ein steinreicher Mann."

„Georg," sagte nun mein ehemaliger Herr, „ich zahle zwanzig- oder dreißigtausend Thaler für das Taschenbuch."

Nun ward ich grob.

„Donnerwetter, Herr Rittmeister, ich habe es nicht!"

„Meine Tochter zahlt jeden Preis . . ."

Ich wandte dem Manne den Rücken, der mich zum Diebe machen wollte. Einige Zeit darauf hörte ich, daß seine Tochter Malwina Hochzeit gehabt hatte, und daß der

Rittmeister gestorben wäre. „Da hat er doch das Taschenbuch nicht wiederbekommen," dachte ich. „Er möge in Frieden ruhen."

„Vater Georg," sagte Hedwig, „Ihre Geschichte ist nun wohl aus . . . ich möchte nach Hause gehen."

„Nein, liebes Fräulein, jetzt kommt das Wahre erst. Und das müssen Sie hören. Sie wissen doch, daß ich den ganzen Winter krank gelegen habe."

„Das weiß ich."

„Während meiner Krankheit waren die Motten in den Dolman gerathen. Ich hatte das Unterfutter schon oft geflickt; nun mußte ich aber eine gründliche Reparatur vornehmen. Ich schnitt das ganze Unterfutter los . . . in der Watte finde ich . . . das Taschenbuch des Rittmeisters."

Hedwig starrte den Invaliden an.

„Wie ist es in den Dolman gekommen, Vater Georg?"

„Den Dolman hat mir, als ich abging, der Rittmeister geschenkt, daß ich ihn Sonntags tragen sollte; freilich ohne das Geld. Ich habe ihn auch getragen, aber daß das kleine Buch sich darin befand, habe ich nicht gewußt. Sehen Sie, ich war erst an dem Tage dahinter gekommen, als Sie mich zum ersten Male hier im Freien sahen. Wetter, dachte ich, hat der Rittmeister nicht gesagt, daß seine Tochter dreißig- oder vierzigtausend Thaler dafür zahlt? Du brauchst kein Geld, Du bist zu alt; aber Du kannst Dich dem Fräulein Hedwig dankbar bezeigen, das Dir ein Engel in der Noth gewesen ist."

„Vater Georg!“ rief sie erröthend.

„Ja, das habe ich gedacht und dabei bleibe ich auch.“

„Was enthält denn das Buch?“

„Ja, könnte ich lesen, so wüßte ich es. Ich wollte Sie fragen. Aber Fräulein, Sie kennen mich, daß ich ein ehrlicher Kerl bin .. bei dem lieben Gotte, der mich hat wieder genesen lassen, ich habe erst kürzlich die Entdecknng gemacht . . . denken Sie nichts Arges von mir.“

„Nein, Vater Georg! Aber zeigen Sie mir einmal das Buch.“

Der Alte ging in sein Stübchen.

„Mein Gott,“ dachte Hedwig, „wenn ich hier ein Geheimniß der Baronesse erführe, die man Karl zur Lebensgefährtin geben will! Ich darf nicht zaudern, ich muß wissen, was es ist!“

Georg kam zurück. Er trug ein altes Tuch in der Hand, das er sorgfältig auseinanderschlug. Ein zierliches Portefeuille mit bleicher Stickerei ward sichtbar. Das Büchlein war klein, flach und geschmeidig. Ein verschossenes Bändchen hielt es zusammen.

„Hier Fräulein! Sehen Sie nach; ich weiß nicht, was darin ist.“

Hedwig hatte das Buch geöffnet. Zwei vergilbte Papiere lagen darin. Sie las das erste. Ihre *Augen* glühten, ihre Hände zitterten.

„Was ist Ihnen denn, Fräulein?“ fragte der Invalide.

„Nichts! Nichts!“

„Aber Sie zittern ja . . .“

„Es ist so heiß, die Sonne blendet, die Buchstaben sind schlecht zu lesen . . . reichen Sie mir noch ein Glas Wasser, Vater Georg!“

„Sehr gern, liebes Fräulein!“

Der Alte nahm den Krug und ging hinter das Haus, wo aus dem Berge die klare Quelle rann. Kaum war Hedwig allein, als sie auch das zweite Papier las. Sie unterdrückte einen Schrei der Ueberraschung, der sich ihren Lippen zu entwinden drohte.

„Daß sind für Karl wichtige Dokumente!“ flüsterte sie. „Ich werde sie zu seinem Glücke verwerthen!“

Jetzt sah sie, daß Anton von dem Wege her kam. Sie verbarg das Büchlein in der Tasche ihres Kleides. Dann stand sie auf und ging dem jungen Manne entgegen.

„Ich suchte Sie, Fräulein Hedwig!“

„Da bin ich, Herr Baumann.“

„Sie waren mir auf dem Wege aus der Kirche entschwunden.“

„Aber wie sehen Sie aus . . . Ihre Kleider sind naß . . . Hab en Sie Unglück gehabt?“

„Nein, ich habe kein Unglück gehabt . . . wir sprechen später darüber. Dort kommt Vater Georg. Gestatten Sie mir, daß ich Sie nach Hause begleite.“

Hedwig eilte dem Greise entgegen.

„Vater Georg, Sie lassen mir das Taschenbuch?“

„Gern.“

„Morgen sehen Sie mich wieder. Anton Baumann begleitet mich auf dem Heimwege. Für jetzt sage ich Ihnen nur, daß Sie mich überschwänglich belohnt haben, und daß ich ferner für Sie sorgen werde, als ob Sie mein Vater wären. Das verspreche ich Ihnen, Vater Georg."

Sie drückte hastig dem Greise die Hand und ging zu Anton zurück, der sie durch die Schlucht auf die Wiese begleitete. Hier erst begann Anton ein Gespräch; er hatte sich zuvor erholen müssen. Ohne Umschweife erzählte er nun, daß er Hedwig in der Kirche gesehen und den sehnlichsten Wunsch gehegt habe, sie zu sprechen. Aber er war so ängstlich, so verwirrt dabei, daß Hedwig fragte:

„Haben Sie mir eine Unglücksbotschaft zu berichten, Herr Baumann? Zögern Sie nicht, ich bin gefaßt, Alles zu hören."

„Und ich habe den Muth, Ihnen Alles zu sagen, Fräulein Belau. Es ist besser, Sie hören es von mir..."

„Was, was denn?"

„Karl Balder ist todt."

„Um Gotteswillen! Ich habe ihn vor einer Stunde noch gesehen ... dort auf dem Flusse fuhr er im Kahne."

„Jetzt liegt er als Leiche dort in der Villa. Ich berichte Ihnen, Hedwig, was ich mit eigenen Augen gesehen habe."

Die arme Hedwig vermochte kaum zu athmen. Ihr Gesicht war bleich geworden, ihre Lippen zuckten.

„Erzählen Sie, erzählen Sie!" flüsterte sie nach einer Pause. „Es ist gut, daß ich es von Ihnen höre."

„Ich kam aus der Kirche; an der Thür hielt mich ein Mann auf, der in Geschäftsangelegenheiten mit mir zu sprechen hatte ... als ich endlich frei wurde, sah ich Sie weit vor mir gehen. Ich bemühte mich, Sie einzuholen, denn ich versäume nicht gern eine Gelegenheit, Sie zu beruhigen. Da sah ich Sie den Pfad verlassen und den Fußweg zu Vater Georg's Hütte einschlagen. Ich verdoppelte meine Schritte. In dem Augenblicke als ich dort ankam, wo die Wege sich scheiden, fuhr eine Gondel aus dem Bache auf den Fluß. Zwei Damen und ein Herr saßen darin. „Wohin? Wohin?" riefen die Damen. „Karl, bist Du rasend geworden, daß Du so heftig ruderst?" Ich blieb stehen und sah dem Dinge zu. Karl hörte und sah nicht. Als er die Mitte des Flusses erreicht hatte, schleuderte er das Ruder von sich, sprang in den Fluß und verschwand unter dem Wasser. Ich warf den Rock ab und sprang ihm nach. Auf meine Kraft und meine Schwimmkunst konnte ich mich verlassen ... Der Strom hatte den Unglücklichen schon entfernt; ich mußte mehr als einmal untertauchen. Endlich erfaßte ich ihn und brachte ihn an das Ufer, leider zu spät ... der arme Mensch war todt. So viel ich auch rüttelte und rieb ... das Leben, das entflohen, kam nicht zurück. Später erschienen die beiden Damen, Bediente mußten den Todten in die Villa tragen. Ich schwamm zurück an das diesseitige Ufer, nahm meinen Rock und folgte Ihnen."

Hedwig begann bitterlich zu weinen.

„Karl war ein guter, ein edler Mensch!“ schluchzte sie „Ich begreife es wohl, ... er ist ein Opfer der Verhältnisse geworden.“ Sie gingen weiter. Hedwig sah still vor sich nieder und trocknete von Zeit zu Zeit ihre Thränen. Unter den ersten Bäumen des Erlengehölzes blieb sie stehen.

„Anton,“ begann sie in einem fast feierlichen Tone, „das Geschick hat uns einnnder so nahe gestellt, Sie haben den Vater und mir eine so treue Freundschaft bewiesen, daß es mir nicht nur Bedürfniß, sondern auch Pflicht ist, Ihnen mein ganzes Herz auszuschütten. Bei dem Andenken an den unglücklichen Karl, das mir heilig ist, versichere ich: Alles was ich Ihnen sage, ist die lautere Wahrheit. Die Thränen, die mir der Schmerz erpreßt, gelten nicht dem Geliebten ... sie gelten dem Bruder.“

„Still, Hedwig, still!“ unterbrach sie Anton mit bebender Stimme. „Ich weiß bereits Alles! Vielleicht bin ich in meiner Sorge um Sie zu weit gegangen, bin indiskret gewesen ... ach, ich will es nur gestehen, ich habe Karl Balder für treulos gehalten, habe dem städtischen Elegant unlautere Absichten zugeschrieben ... aber er hat Sie wahrhaft als braver Mann geliebt. Und nun, Hedwig, weiß ich auch, daß er Ihr Bruder war ... Sie haben Recht, er ist ein Opfer der Verhältnisse geworden. Hedwig, im Namen Gottes beschwöre ich Sie, lassen Sie sich von dem Schmerze nicht zu Boden drücken, denken und handeln Sie als Christin ... vergessen Sie nicht, daß Ihnen ein Freund lebt, der für Sie zu sterben gern bereit ist.“

Hedwig reichte ihm die Hand.

„Sprechen wir uns offen aus in diesem feierlichen Augenblicke, Anton! Ich murre nicht gegen die Fügung Gottes, denn ich habe als Christin die Ueberzeugung, daß er die Schicksale der Menschen mit Weisheit und Güte lenkt. Brechen wir über Karl nicht den Stab ... er war noch nicht ganz wieder genesen von seiner Krankheit. Wäre er stark an Körper gewesen, sein Geist würde nicht erlegen sein. Anton, mit tiefer Rührung habe ich Sie in der letzten Zeit beobachtet; das Herz blutete mir, wenn ich Ihnen nur mit Worten danken konnte ... Sie kennen mich, Anton und wissen, daß ich stets nur spreche wie ich denke ... die Noth zwingt mich nicht, mich Ihnen enger anzuschließen; es bedarf von Ihrer Seite keines Opfers mehr, meinen Vater unabhängig von dem Kommerzienrathe zu machen; Sie werden bald die Beweise davon erhalten ... aber es gibt keinen Menschen auf der Erde, dem ich lieber mein Leben weihte, als Ihnen. Lassen Sie mir noch einige Zeit, Anton ... der Schmerz um den Bruder will seine Rechte haben. Habe ich in Ihrer Achtung nicht verloren und glauben Sie den Versicherungen, die ich Ihnen ertheilt, dann sprechen Sie im Herbste mit meinen Vater, er liebt seine Tochter und wird gern ihr Glück begründen. Prüfen Sie nun Ihr Herz; das meinige kennen Sie."

Anton hätte vor der Herrlichen auf die Knie sinken mögen; er war keines Wortes mächtig. Stürmisch drückte er ihr die Hände. Dann rief er:

„Ich komme, Hedwig, ich komme!“

Sie verschwand zwischen den weißen Stämmen der Birken. Anton ging nach dem väterlichen Hause zurück.

Der Bankier von Balder befand sich gegen Abend mit seiner Gattin in einem kleinen Zimmer der Villa. Es mochte ein heftiges Gespräch stattgefunden haben, denn Beide schwiegen wie von Aufregung erschöpft. Der Gemal ging auf und ab, die Gemalin saß sinnend am Fenster. Ihre Ehe, wenn auch scheinbar ruhig, war nicht glücklich gewesen. Frau Sophie billigte die ehrgeizigen Pläne ihres Gatten nicht, sie hatte ihm selbst Ungebührlichkeiten verzeihen müssen, um das Dekorum zu wahren. Heute aber hatte sie ihm zum ersten Male bittere Vorwürfe gemacht, denn sie hielt es immer noch für ein Unglück, wenn Karl mit der Baronesse verbunden würde. Sie hatte unumwunden erklärt, daß sie Malwinen nicht achten könne, selbst wenn die Witwe das Doppelte an Vermögen besäße, das sie von dem verstorbenen Baron geerbt. Es lag ihr noch mehr auf dem Herzen, sie hätte es gern ausgesprochen.

„Eugen,“ begann sie, „Du willst den Papiermüller Belau aus seinem Eigenthum vertreiben.“

„Weil ich muß.“

„Wenn Karl das Vermögen der Baronesse Dir zubringt, begnüge Dich damit. Laß es an dem Unglücke des Sohnes genug sein . . .“

„Sophie!“ rief gereizt der Gemal. „Sprich nicht von Unglück! Mache Karl nicht schwankend in dem was er thut.

Der Papiermüller ist ein starrer Mensch ... ich habe ihm annehmbare Bedingungen gestellt, ... er hat sie eigensinnig zurückgewiesen. Ich wiederhole Dir, daß meine großen Pläne an der Narrheit eines Einzelnen nicht scheitern können."

„So habe Nachsicht mit der Schwäche des Mannes, die ich erklärlich finde."

„Die Fabrik wird erstehen! Mag der Müller die Folgen seines Trotzes tragen, denn er handelt nur aus Trotz. Wie kommt es denn, daß Du Dich so lebhaft für den Mann interessirst? Denkst Du nicht an die Lage, in der ich mich befinde?"

„Du wirst, so hoffe ich zu Gott, die Krisis überstehen, ohne Deinen Nebenmenschen zu vernichten. Dir bleiben andere Auswege, ich weiß es."

„Genug, Frau! Ich will keinen andern Ausweg wählen!" rief stolz der Bankier, der seit der in gewisse Aussicht gestellten Verlobung seines Sohnes mit der Baronesse an Selbstvertrauen gewonnen hatte. „Der Feldherr, der einen entscheidenden Sieg erkämpfen will, darf auf das Leben einzelner Soldaten keine Rücksicht nehmen. Dringe nicht weiter in mich ... jedes Wort ist vergebens."

„Und doch beharre ich, Eugen! Selbst auf die Gefahr hin, Dich an ein Ereigniß erinnern zu müssen, das mir einst großen Kummer bereitete. Belau hat sich des armen Mädchens angenommen, das Du elend gemacht."

„Sophie!"

„Der brave Mann hat Deinen Dank verdient! Wir sind alt geworden, Eugen und urtheilen ruhig über vergan-

gene Zeiten. Ich will Dir keinen Vorwurf machen; aber ich halte es für Pflicht, daß wir die Verhältnisse nach Gebühr würdigen. Du solltest den Müller unterstützen, statt ihn zu verderben. Das ist meine Ansicht und dabei werde ich bleiben, so lange ich athme."

„Sophie!" rief erbleichend der Bankier, „Du provozirst eine Szene die ich gerne vermieden hätte. Reise in ein Bad . . . ich werde hier die Dinge allein ordnen. Du bist überflüssig . . ."

„O, Eugen, dahin ist es gekommen?"

Frau Sophie hatte ihren Platz verlassen. Bebend stand sie vor dem Gemal, der kalt und rücksichtslos ihr die Worte entgegenschleuderte:

„Du kannst die Stellung nicht begreifen, die Du als meine Gattin einnimmst. Eine Baronesse von Balder muß über die galanten Spielereien ihres Gemals lächeln. Reise in ein Luxusbad und lerne das große Leben kennen, dem wir in Zukunft angehören. Ich bedauer, daß ich Dich auf Deine alten Tage noch in die Schule schicken muß."

„Kalter, herzloser Mann!" rief erschüttert die arme Frau. „Gott wolle fügen, daß Du in Deiner Ueberhebung nicht zu weit gehst . . . Die Verleihung des Barontitels ist ein Unglück für uns."

Sie wollte das Zimmer verlassen. In demselben Augenblicke ward die Thür aufgerissen. Eugenie, ihren Mantel auf dem Arm tragend, stürzte herein."

„Mutter, Vater!" rief sie athemlos.

Dann brach sie zusammen. Sie lehnte, halb aufgerichtet, an einem der kostbaren Sessel. Ihr eleganter Strohhut war auf den Boden gefallen.

„Was ist geschehen?“ stammelte die Mutter.

Der Vater war so bestürzt, daß er kaum die Worte über die Lippen bringen konnte:

„Wo ist Karl?“

Ihm ahnte eine Unglück, dessen Verantwortung ihn träfe. Eugenie rief schluchzend:

„Ihr müßt es ja doch wissen . . . Karl hat sich in den Fluß gestürzt . . . er ist todt!“

Der Baron zuckte wie im Krampfe zusammen. Er tastete mit beiden Händen nach der Lehne des Sophas. Gebeugt blieb er stehen; sein Auge starrte wie gebrochen auf den Boden. Das Wort „todt!“ hatte alle seine Plane, seine ganze Zukunft zerstört. Er dachte kaum daran, daß er den Sohn verloren. Aber tief drang die Unglückskunde in das Mutterherz. Frau Sophie schwankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Eugenie eilte ihr zu Hilfe . . . sie hielt die bebende Mutter in ihren Armen.

In dem Salon stand die Dienerschaft um die Leiche des unglücklichen Selbstmörders. Man hatte sie in dem Wagen der Baronesse nach dem väterlichen Hause gebracht, wie Eugenie es verlangt. Die Bemühungen des herbeigerufenen Arzteß blieben erfolglos. Während der Vater still und regungslos in dem Kabinet saß, kniete die Mutter weinend neben dem todten Sohne.

Die Kerzen brannten in den prachtvollen Räumen der Villa, die nun plötzlich in ein Trauerhaus verwandelt war. Die Domestiken gingen leise; sie flüsterten nur, wenn sie sich Mittheilungen zu machen hatten. Ihr Schmerz um den jungen Herrn war groß und aufrichtig, sie alle hatten ihn geachtet und geliebt. Man hatte dem Todten in dem Saale ein Lager bereitet und Blumen darüber ausgestreut, Durch die offenen Fenster zog die würzige Abendluft ein. Der Bankier saß immer noch in dem Kabinet, starr und regungslos; noch hatte eine Thräne seinem Auge sich nicht entrungen. Da trat die bleiche Gattin zu ihm.

„Eugen," fragte sie zitternd, „willst Du Deinen Sohn nicht sehen?"

Er nickte stumm mit dem Haupte. Dann reichte er der Gattin die Hand und ließ sich in dem Saal führen. Als er das weiße, von frischen Blumen umgebene Gesicht Karls sah, erbebte der starke Mann. Das Vaterherz regte sich doch, es machte seine Rechte geltend. Der Bankier weinte.

„Er hat doch nicht Recht gethan!" murmelte er unter Thränen.

„Rechte mit dem Todten nicht, Eugen!"

„Der Schmerz, den er uns zufügt ist zu groß!"

„Aber Du verzeihest ihm . . ."

„Wie Gott ihm verzeiht. Aber er hat doch nicht recht gethan! Sophie, ich habe Dich beleidigt . . ."

„Laß das, Eugen!"



„Angesichts des Todes, begreife ich die Nichtigkeit aller irdischen Dinge . . . wenn die Pulse nicht mehr schlagen, ruhen auch die Leidenschaften, die uns rastlos durch das Leben jagen. Bei dem Sohne ist Alles aus. Wie gern gäbe ich den neuen Titel das Vermögen hin, könnte ich Karl in das Leben zurückrufen . . .“

Er neigte sich und drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn des todten Jünglings. Als er sich erhoben hatte, reichte er seiner Gattin die Hand.

„Sophie, unser Familienkreis ist kleiner geworden; schließen wir uns inniger einander an. Ich brauche die Liebe der Meinen.“

Die treue Lebensgefährtin legte ihr bleiches, von Thränen nasses Gesicht an seine Brust. Er umarmte sie zitternd. Auch Eugenie trat hinzu und umarmte den Vater. Stille Gelübde wurden zum Todtenopfer, das die Ueberlebenden dem Heimgegangenen brachten. Der Anblick eines geliebten Todten erschüttert die Seele und erweckt fromme Entschlüsse für das Leben.

Frau Sophie litt unsäglichen Kummer, ihr Liebling lebte ja nicht mehr; aber sie machte dem Gatten keinen Vorwurf, sie beobachtete den still gewordenen Mann und erwies ihm fortgesetzt Aufmerksamkeiten, den eigenen Schmerz gewaltsam bekämpfend. Sie wollte um den Gatten zu trösten, stark sein und sie war es. Nur wenn sie einsam in dem verschlossenen Zimmer saß, flossen ihre Thränen ungehindert, dann klagte sie laut die Verhältnisse an,



denen ihr Sohn als Opfer gefallen war. Sie fühlte es, daß man dem schwachen Karl zu viel zugemuthet, als man von ihm forderte, seine Hand ohne sein Herz zu verschenken. Den wahren Grund, der den Unglücklichen in den Tod getrieben, kannte sie noch nicht.

Die Baronesse von Hirtenkron kondolirte schriftlich; sie schützte vor, daß ihr Gemüthszustand es nicht erlaube, das Trauerhaus zu betreten.

Abends vor dem Begräbnisse kam Anton Baumann; er brachte einen frischen Kranz von den schönsten Blumen, die in dem Garten der Papiermühle und in seinem eigenen gestanden. Ein weißes Atlasband von Hedwigs Hand gewunden, schmückte den Kranz. Man fragte den jungen Mann nicht, der schweigend das Zeichen liebevoller Theilnahme auf den Sarg legte und sich dann wieder entfernte.

Früh, als der Thau noch an den Blättern hing, bewegte sich der Leichenzug an der Erla hin dem Friedhofe zu. Hedwig stand unter der Linde an der Brücke, ihr zur Seite der alte Beck. Sie weinte so bitterlich, daß sie sich hinter dem Baumstamme verbergen mußte, um nicht Aufsehen zu erregen.

„Ihr Bruder ist gestorben!“ rief ihr der Buchhalter zu. „Er war ein guter, ein braver Mensch.“

„Ich trage die Schuld nicht an seinem Tode!“ flüsterte sie. „Nein, ihn hat eine Krankheit getödtet und diese Krankheit heißt Irrsinn. Gott wird ihm die That nicht zur Sünde anrechnen.

Man verweigerte dem unglücklichen Selbstmörder ein ehrenvolles Begräbniß nicht, denn es hieß allgemein im Thale, Karl sei auf einer Gondelfahrt verunglückt. Die Theilnahme war um so größer, als das Gerücht hinzufügte, der Verunglückte sei der verlobte Bräutigam der reichen Baronesse von Hirtenkron.

Einige Tage nach dem Begräbnisse verließ Hedwig die Mühle. Sie war weiß gekleidet und trug auf dem Busen eine schwarze Bandschleife. Das Haupt schmückte ein schlichter Strohhut mit dunkeln Bändern. Nach einer Viertelstunde zog sie die Glocke an dem Gitter der Villa Hirtenkron. Ein Lakai öffnete. Hedwig fragte nach der Baronesse. Sie ward in das Vorzimmer geführt. Von dort ließ sie das Kammermädchen in den Saal treten. Fast in demselben Augenblicke erschien auch Malwina.

„Man hat mir Fräulein Belau angemeldet . . .“

„So ist mein Name, gnädige Frau.“

„Und was führt Sie zu mir?“ fragte in ängstlich Spannung die Dame, die mit glühenden Augen die reizende Tochter des Papiermüllers betrachtete.

„Eine Bitte, die ich im Namen meines Bruders an Sie richte.“

„Ihres Bruders?“

„Und Sie haben ihn geliebt . . . Karl Balder verdiente diese Liebe.“

Hedwig's Worte wurden von Schluchzen unterbrochen. Auch in den Augen der Baronesse erschienen Thränen.

„Der arme Mann hat mir in einem zurückgelassenen Briefe Aufklärung gegeben," sagte Malwina bewegt. „Ich will seine That nicht richten; aber ich heiße Sie willkommen, die auch Sie den Unglücklichen geliebt haben. Karl fordert in seinem letzten Briefe, daß den Eltern Alles verschwiegen werden möge . . . sein Wille soll erfüllt werden. Helfen Sie ihn mir erfüllen. Und nun bekenne ich auch, aber nur Ihnen, daß ich Karl innig geliebt habe. Er war der einzige Mann, der meine Neigung zu erwecken gewußt. Sie sollten ihn nicht besitzen . . . mir hat der Tod ihn geraubt. Sie betrauern den Bruder, ich betrauere den Geliebten . . ."

„O, gnädige Frau, wie gut sind Sie!"

„Sprechen Sie nun Ihre Bitte aus, Fräulein Belau. Betrachten Sie mich als die Freundin, die Ihnen gern die Hand bietet. Soll ich Ihnen entgegenkommen? Ich weiß von Karl, daß Meister Belau dem Kommerzienrathe dreißigtausend Thaler schuldet. Vor einigen Tagen noch habe ich die Vermittlung der Angelegenheit versprochen, die Karl zu der seinigen gemacht. O, wie gern halte ich mein Wort . . . ich habe es schon gehalten . . . hier ist eine Anweisung auf meinen Bankier . . ."

Sie erschloß hastig den Sekretär und holte ein Papier, das sie der froherstaunten Hedwig reichte.

„Gnädige Frau, ich muß noch eine Bitte aussprechen."

„Was ist es?"

„Entziehen Sie Ihr Vermögen dem Kommerzienrathe nicht."

„Warum?"

„Es würde ihm schwer fallen, jetzt die Kapitale zu beschaffen. Und Sie sind reich genug, um dem bedrängten Bankier Nachsicht zu gewähren."

Die Baronesse sah bestürzt auf.

„Steht es schlecht mit Balder?"

„Er wird sich mit Ihrer Hilfe bald erholen. Ich bitte gnädige Frau, für den Vater Karls und ... für meinen Vater!"

Malwina schwankte. Ein großer Theil ihres Vermögens schwebte in Gefahr. Das hatte sie nicht gefürchtet.

„Lassen Sie mir Zeit!" flüsterte sie. „Ich muß mit meinem Rechtsanwalte sprechen."

„Gnädige Frau, ich leiste Ihnen einen wichtigen Gegendienst, einen Dienst, den Sie kaum mit Gelde werden bezahlen können. Lesen Sie dieses Dokument ..."

Sie überreichte eines der Papiere, die sie in Vater Georgs Taschenbuche gefunden.

„Herr im Himmel!" rief Malwina, als sie die Zeilen gelesen hatte. „Wie sind Sie in den Besitz dieses Papieres gekommen?"

„Es ist der Lohn für erwiesene Wohlthaten! Ich bin im Besitz ihres Geheimnisses ... aber ich schwöre Ihnen zu Gott, daß es fest in meiner Brust begraben bleibt. Nehmen Sie auch dieses Papier; Sie sollen die Verirrungen Ihres Vaters nicht büßen."

Die Baronesse stieß einen Schrei aus, nachdem sie das zweite Papier gelesen hatte. Dann schloß sie Hedwig bewegt in die Arme.

„Sie meinen es gut mir, denn Sie retten meine Ehre! Wir bleiben Freundinnen, für das ganze Leben. Bei dem Andenken Karls schwöre ich, daß ich seinem Vater helfend die Hand bieten werde. Darf ich die Papiere die meinen Vater brandmarken, nun vernichten?"

„Ich habe Sie Ihnen übergeben!"

Hastig zündete Malwina eine Kerze an, die auf dem Kaminsimse stand. Die Flamme verzehrte die vergilbten Papiere. Nun saßen beide Frauen im eifrigen Gespräche in dem Erker. Die Baronesse erzählte von dem Vater Baumann und von der Bettlerin. „Auch darüber kann ich Sie beruhigen," sagte Hedwig. „Sabine liegt krank in einem Kämmerchen unserer Mühle, der Buchhalter Beck hat sich ihrer angenommen. Nach dem Ausspruche des Arztes wird sie kaum noch einige Tage leben. Die arme Alte wird gut verpflegt, ich wache über sie. Vater Baumann wird nicht sprechen, auch dafür bürge ich. Helfen Sie mir, ich helfe Ihnen . . . Sie habe eine Verirrung des Vaters, ich habe einen Fehltritt der Mutter zu verbergen."

So trennten sich die beiden neuen Feundinnen. Am nächsten Morgen zeigte Hedwig der Baronesse in einem Briefe an, daß Sabine in der Nacht ruhig gestorben sei. Beck ging mit der Anweisung Malwinens zu Balder; er kam gegen Mittag mit einer Quittung über dreißigtausend

Thaler zurück, die er seinem Chef überreichte. Belau fragte erstaunt: „Wer hat gezahlt?“ „Anton Baumann, Ihr künftiger Schwiegersohn!“ war die Antwort. Und dabei blieb es. Im Herbste reichte Hedwig ihrem Lebensretter, den sie achten und lieben mußte, die Hand am Altare. Vater Baumann, der kindisch gewordene Greis, überlebte den Winter nicht, man fand ihn eines Morgens todt in seinem Bette. Als Anton die eiserne Kiste öffnete, die von dem Getäfel der Wand verdeckt ward, fand er eine nur mäßige Summe als Erbschaft vor. Er selbst riß auch die Dielen des Kämmerchens auf . . . entsetzt wich er zurück, er sah das Skelet eines Menschen. Der Bienenvater war mit einem Verbrechen aus der Welt geschieden. Der arme Anton hatte die traurige Pflicht zu erfüllen, die Sünde des Vaters geheim zu halten. — Balder war von seinen hochfliegenden Plänen zurückgekommen; er hatte sich nur auf bescheidene Spekulationen eingelassen und Glück gehabt. Als die Baronesse sich zwei Jahre später mit einem Offizier verheiratete, konnte er einen Theil ihres Vermögens auszahlen. Die Papiermühle und der Ackerhof bilden heute ein Gut. Der Invalide lebt als Hofmeister bei Anton, dem ersten Landwirthe des Erlathales.

Ende.

Druck der Filiale von [illegible] Dittmarsch,
Wien, Landstraße, [illegible] Nr. 15[illegible]





